Lebensschattirungen.

Teutschlands reiferer Jugend

zur

Veredlung des Herzens und Bildung des Geistes

gewidmet

von dem

J. N. Mundbrod.

Siebenter Band

oder der

Neuen Folge

Dritter Band.

Mit einem Stahlstich.

Augsburg, 1848.
J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Erstes Kapitel.

Das Familienglück. — Der Segen des Himmels.

In einem der schönsten Gaue des deutschen Vaterlandes sind noch heutzutage die Ruinen eines alten Bergschlosses sichtbar. Wenn den Reisenden sein Weg längs des silberhell dahineilenden Flusses, welcher der Fuß des Schloßberges von Reisensburg bespült, auf der Heerstraße in die Nähe dieses alten Rittersitzes führt, so blickt derselbe mit Staunen von der gewaltigen Vorzeit auf die Riesenthürme, welche gleichsam als die Wächter der Burg dem Zahne der Zeit getrotzt hatten, obwohl sie in frühern Kriegen, soweit es möglich, zerstört worden waren. Diese Thürme bildeten ehemals den schönsten Schmuck des Bergschlosses Reisensburg, welches der edle Freiherr von Landstrost bewohnte.

Dieser altadeliche Herr hatte zwar keine bedeutenden Einkünfte; jedoch fehlte es in seinem Schlosse auch nicht an jenen Gegenständen, die zu einem anständigen und zufriedenen Leben erforderlich sind. Ja bei seiner weisen Sparsamkeit war es dem Baron möglich, jährlich eine schöne Summe zurückzulegen, wenn unvorher-

gesehene Nothfälle oder etwaige außerordentliche Ausgaben seine Kasse besonders in Anspruch nehmen sollten. Das Mittel, durch welches sich der Herr von Landstrost in den Stand setzte, den Wechselfällen des Glückes getrost entgegensehen zu können, bestand aber hauptsächlich darin, daß er alle unnöthigen nnd unnützen Ausgaben vermied, wodurch es ihm zugleich möglich wurde, den nöthigen und nützlichen Aufwand zu bestreiten. Sein Familienkreis, Haushaltung, Garten, Feld und vor Allem sein heiteres und frohes Gemüth war die unerschöpfliche Quelle, aus welcher er die reinsten, süßesten und zugleich wohlfeilsten Lebensfreuden schöpfte.

O welch ein schöner Garten! O welch ein allerliebster Lusthain darin! — Durch Lerchentannen, Birken, Ulmen, Eschen und mancherlei blühendes Gesträuch wanden sich schlängelnde Gänge. An den anmuthigsten Plätzen, unter Blüthenbäumen, unter schattigen Lauben oder auf kleinen, heitern Hügeln, wo man weit in das lachende Feld hinausschauen konnte, waren Ruhesitze zu finden. Da mochte man gerne und fröhlich um sich blicken, oder auch im kühlen Schatten dem Jubel der Nachtigallen, Drosseln, Finken, Lerchen zuhören und sich des Säuselns der milden Lüfte in den grünen Zweigen erfreuen. Der schöne Garten stand allen rechtlichen Leuten offen. Dem Freiherrn schmeckte ein Vergnügen erst dann süß, wenn auch Andere Theil daran nahmen. — Hinter dem grünen Lusthain im Garten blinkte ein klarer Fischteich aus Schilf und Weidengebüsch hervor und aus der Mitte desselben eine kleine mit Rosensträuchen bepflanzte Insel, deßhalb die „Roseninsel“ genannt. Versteckt hinter den blühenden, duftenden Hecken lag

hier ein Häuschen, außen mit Eichenrinde überzogen, innen mit weichem Moos bekleidet und über der kleinen Thüre standen die Worte: „Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen.“ — Dieß war ein gar liebliches Plätzchen zur Erquickung nach vollendetem Tagewerk! — Wie anmuthig war es hier, wenn der reine Mond sich in dem düstergrünen Wasser spiegelte und die aufhüpfenden Fische und die tanzenden Mücken die stille Fläche hin und wieder zu glänzenden Ringeln aufregten, welche das klare Mondlich versilberte; wenn der leise Abendwind im wankenden, wispernden Schilfe säuselte; wenn die zur Ruhe gehende Sonne den Hain drüben am Ufer mit grünlich goldenem Licht übergoß und das zarte Laub der Zitterpappeln mit leisem Säuseln sich unaufhörlich bewegte; und wenn man jenseits in den Oeffnungen der Gänge und auf den kleinen Brücken die Lustwanderer wechselweise bald erscheinen, bald wiederum verschwinden sah! — Am Gestade des Teiches aber lag ein bunt bemalter Kahn, welcher, wer Lust hatte, besteigen und in demselben nach der Roseninsel hinüberschiffen konnte.

Dem freundlichen Baron Landstrost kamen dagegen auch alle Anderen freundlich entgegen, besonders aber seine Gattin und Töchter. So wie es für ihn der süßeste Gedanke und das heiligste Geschäft war, diese seine Lieben zu beglücken, ebenso waren hinwiederum diese nur dann mit sich zufrieden, wenn sie dem edlen Hausvater täglich wenigstens eine recht herzliche Freude hatten bereiten können.

Landstrost's vortreffliche Gattin war die Tochter eines sehr angesehenen gräflichen Hauses. Eben ihren

hohen Stand betrachtete sie als eine hohe Aufforderung zu hohen Tugenden. Als Hausfrau insbesondere trachtete sie darnach, sich durch Fleiß, weise Sparsamkeit und schöne Ordnungsliebe auszuzeichnen. Sie selbst führte die Aufsicht über das innere Hauswesen, im Putzzimmer sah man sie selten; in Küche und Keller desto öfter. Sie hatte durch traurige Erfahrungen an vielen ihren Freunninnen sich hinlänglich überzeugt, daß diejenigen, welche ihre Tage nicht durch nützliche und löbliche Geschäfte ausfüllen, leicht auf unnützen, thörichten, schädlichen, ja auf schändlichen Zeitvertreib verfallen. Sie hatte leider! nur zu oft gesehen, wie durch ein Jagen nach äußerlichem Glanz und Flitter, nach immer abwechselnden und kostspieligen Vergnügungen, nach Schmäusen, Tänzen und Spielen manches blühende Hauswesen verwelkt, manches heitere Familienglück untergegangen war. Sie wußte, daß, wo das Gute auszieht, da flugs das Böse einzieht, und daß da, wo das Licht erlischt, die Finsterniß an die Reihe kommt. — Durch Wort und noch kräftiger durch vorleuchtendes Beispiel hielt sie auch Alle, welche ihr untergeordnet waren, zu den Tugenden an, womit sie selbst so herrlich geschmückt, und wodurch sie so beseligt und unaussprechlich glücklich war. — Wer sich wacker hielt, war bei ihr des Lobes gewiß. Viel lieber mochte sie aufmuntern durch Beifall und Belohnnng, als treiben und zwingen durch Tadel und Strafe. Nebenbei stand ihre Thüre allen Rathlosen und Hülfsbedürftigen zu jeder Stunde offen.

Nach einer so vortrefflichen Herrschaft hatte sich so allmählig das ganze Dorf gebildet, und es war dem Wohlverhalten der Wohlstand nachgefolgt.

Agnes, die ältere Tochter, hatte beinahe das sechzehnte Jahr erreicht, als Adelheid die jüngere Schwester erst geboren wurde. Drei Söhne, welche den Raum zwischen den Schwestern ausgefüllt hatten, waren frühzeitig von dem himmlischen Vater in die ewigen Wohnungen abgerufen worden.

Durch thätige Menschenfreundlichkeit und liebenswürdige Sitten war Agnes überall ein schönes Ebenbild der vortrefflichen Mutter. Selbst in ihrem Gange, im sanften Klange der Stimme und in dem milden, freundlichen Blicke ihrer blauen Augen glich sie derselben auf ein Haar.

Wenn höfliche Nachbarn etwa sagten: „Ei! welch ein schönes Kind! und ihr damit eine große Ehre und Gefallen zu erzeigen meinten, war ihr freilich eine solche Rede nicht unangenehm, aber sich auf dergleichen Lobsprüche etwas einzubilden und sich nun schon deßhalb für vollkommen zu halten, davon war sie weit entfernt. Nie vergaß sie der Mutter oft wiederholte Lehren: „Aeußerliche Schönheit welkt und vergeht gleich den Blättern der Rose. Aeußerliche Vorzüge sind ebensowenig ein Verdienst, als ein sicheres Zeichen des einzig wahren, des inneren Werthes!" — Darum stand Agnes nie länger vor dem Spiegel, als etwa nöthig war, um den reinlichen, netten, prunklosen aber geschmackvollen Anzug geziemend zu ordnen. Die Anmuth, welche aus einem tugendhaften, frommen, freundlichen Herzen das ganze Wesen überstrahlt, wie warmer, reiner Sonnenglanz die Frühlingsauen, — diese Anmuth war ihr köstlichster Schmuck. Die Freuden, welche aus dem Wohlthun quellen, waren für sie die süßesten. Wenn die Kinder der Armen, welche sie mit

Kleidungsstücken beschenkte, wenn die Dürftigen, denen sie von den Ersparnissen ihres Taschengeldes manche milde Gabe zufließen ließ, sich beglückt fühlten, wenn des armen Leinewebers kleine Marie mit freudefunkelnden Augen ihr auf dem reinlichen, irdenen Teller immer die ersten, saftigen, reifen Holzbeeren brachte, wenn des alten Hirten Enkel, der kleine Johann, sich die Finger ritzte, um nur der Erste zu sein, der Fräulein Agnes einen Straus von blauen, weißen und rothen Waldblumen überreichte — dann wallte das schöne Herz vor Freuden über und eine helle Thräne blinkte in den freundlichen, blauen Augen.

Zweites Kapitel.

Die Vorzeichen des Krieges. — Düstere Ahnungen.

Ach! wäre der gräßliche Krieg mit seinem Geschrei, Raub, Brand, Flucht, Blut und Wunden nicht jetzt hereingebrochen, wer hätte angenehmer leben können, als jene guten Seelen in ihrem stillen Dörfchen. Aber als der König Friedrich von Preußen und die Kaiserin Maria Theresia von Oesterreich die Felder Schlesiens mit grimmigen Heerschaaren überflutheten, wanderte mit dem Frieden auch die Freude von dannen. Wenn dann der Hausvater, wider seinen Willen in tiefe und trübe Gedanken versunken, sinnend auf und abging, fragten Gattin und

Tochter mit bangen Mienen: „Die Gefahr ist doch wohl nicht schon nahe?“ Aber geschwind erheiterte er sein Antlitz und antwortete mit Lächeln: Aengstigt euch nicht! Ob es gleich schlimm ist, kann es gar bald besser werden. In allen menschlichen Dingen ist schneller Wechsel und Wandel. Je heftiger der Regen niederprasselt, desto eher hört er, wie ihr wißt, wieder auf. Darum wollen wir wegen ungewissen Dingen uns nicht ängstigen, und wollen nicht durch Furcht vor einem künftigen Uebel, welches vielleicht gar nicht eintritt, uns das gegenwärtige Glück unnöthigerweise verkümmern lassen. Auf jeden Fall sind wir in Gottes Hand und Er ist unser Vater.“ — Dann wußte er mit Geschicklichkeit das Gespräch bald auf andere Sachen zu lenken, um die Sorgenwolken zu zerstreuen. — Aber im Dorfe wurde tagtäglich lauter davon gesprochen, daß das Kriegsgeschrei sich mit fürchterlicher Geschwindigkeit der Oder nähere. Diese schreckhaften Gerüchte konnten der Gattin und Tochter des Freiherrn nicht länger verborgen bleiben. Sie brachten also, um für ihre Herzensangst Linderung zu suchen, eines Tages das Gespräch von neuem auf die bösen Kriegsgeschichten und meinten, die Sache scheine nun dennoch gefährlicher werden zu wollen. „Und wenn“ — erwiederte Landstrost mit heiterer Unbefangenheit — „und wenn in der That Kriegsvölker bis hieher drängen, obwohl es bei der Abgelegenheit dieses Ortes nicht wahrscheinlich ist, nun! was haben wir friedliche und unbewehrte Landleute, die wir uns in die Streitigkeiten der Fürsten nicht mischen, am Ende zu fürchten? Wenn wir uns gegen Freunde und Feinde gastfrei zeigen, so müßten es ja Barbaren ohne Religion, Ehre und Sitten sein, wenn sie uns dennoch übel behan-

deln wollten. Nein! so tief können die Völker dieses gebildeten Welttheils unmöglich gesunken sein. Doch" — fügte er mit halbem Lächeln hinzu — „laßt uns auch den schlimmsten Fall denken, den, daß Schaaren im hitzigen Kampf mit einander auf unser Dörflein fielen; nun so bieten uns jene nahen, dichten Wälder einen sichern Zufluchtsort für den ersten, schlimmen Augenblick dar. Denen vertrauen wir unter dem Schutze des Allerhöchsten uns an, ich aber schließe euch, wie ich jetzt es thue, mit beiden Armen an meine Brust, und was habt ihr dann noch zu fürchten?" — Aber Agnes träumte dennoch von jetzt an alle Nächte von Kroaten, Panduren und schwarzen Husaren.

Drittes Kapitel.

Die Flucht aus dem Schlosse. — Der feindliche Ueberfall. — Der Kindesraub.

Etwa 14 Tage nach jener Unterredung saß Landstrost mit den Seinigen wohlgemuth am Abendtische; denn das Kriegsgeschrei hatte sich, so wie es schien, entfernt. Die kleine freundliche Adelheid holte gar schelmisch bald dem Vater, bald der Mutter ein Semmelschnittchen mit geschwindem Fingerchen vom Teller. Da fehlte es nicht an Scherz und Lachen bei Jungen und

Alten. Dazwischen erzählte Agnes des Abends, wie es hier Gebrauch war, dem Vater von häuslichen Geschäften, welche sie am Tage zu Stande gebracht hatte, oder unterhielt sich auch mit ihm über dieses und jenes, was sie gelesen hatte und hing an seinem Munde, wenn er ihre Kenntnisse und Begriffe gar freundlich berichtigte und erweiterte. Welch eine grausenvolle Unterbrechung! — Plötzlich ertönte ein ganz ungewöhnliches Gekrach aus der Ferne, bald wie ein anhaltendes Donnern, bald in kurzen Schlägen, bald ein Knattern, wie wenn viele Stangen mit Gewalt zerbrochen werden. Der nahe, düstere Eichwald warf den Wiederhall schauerlich auf das stille Thal zurück. Alles ward laut in den Straßen. Einige meinten, es sei ein fernes Gewitter. Landstrost und die Seinigen traten mit Herzklopfen an die Fenster. Der Himmel wurde nach allen Seiten beschaut; aber kein Wetterwölkchen war zu erspähen. Je näher es gegen die Nacht zuging, desto näher tobte und rollte das Getös heran. Zuweilen trat wohl für Augenblicke eine tiefe Stille ein, und alle Aengstlichen schöpften Athem; aber auf einmal fing das Krachen und Donnern wieder mit doppelter Heftigkeit an. Die Dorfbewohner drängten sich nach den Bergen; auf dem Kirchthurme war großes Gedränge und plötzlich fing die Sturmglocke an zu ertönen. Denn nach einem dumpfen, gewaltigen, stärkern Donnerschlage, als alle vorhergehenden, ging, so schien es, hinter dem Walde eine Feuersbrunst auf und das düstere Gewölk flammte von braunrother Gluth auf. Doch auch diese neue Schreckenserscheinung ging bald vorüber. Der grausige Schimmer verblich wieder und die Finsterniß wurde, nach

dieser plötzlichen Erleuchtung, desto dicker und schwärzer, und die Stille desto schauderhafter.

„Ich bin sogleich wieder bei euch!“ sprach der Freiherr, wies die Seinigen, welche ihn aufhalten wollten, mit bittender Miene zurück, eilte aus dem Zimmer und sprengte, zu Pferd, von einem treuen Diener begleitet, zum Hofe hinaus.

Welche Todesangst der Zurückgebliebenen, die mehr für den theuern Hausvater, als für sich selbst zitterten! — Und welch ein verworrenes Zusammenrennen auf dem Hofe und in dem Dorfe! — Alles, Jung und Alt, Frauen und Männer, eilte dem Herrn nach in's düstre Feld, ohne zu wissen, wohin? ohne zu wissen, warum? Die Alten und Erfahrnen machten nun schlimme, aber leider richtige Auslegungen. „Hört ihr's,“ riefen sie, „das war Kleingewehrfeuer,“ Dann wieder: „Gott erbarme sich, das sind Kanonen!“ — Dann: „Hu! da sprengt ein Pulverwagen in die Luft!“ Und nun ein Angstgeschrei, Wehklagen und Wimmern der Weiber und Kinder.

Darnach lief Alles in die Häuser zurück, um die besten Habseligkeiten in Sicherheit zu bringen. Da gab es ein Hämmern, ein Graben, ein Klettern, ein Fortschleppen! — Von keiner Habseligkeit wollte man sich trennen und darüber verlor man die Zeit, dasjenige, was wirklich Werth hatte, zu verbergen. Auch im Schlosse versäumten die Mutter und Agnes nicht, das vorräthige Geld und die besten Kostbarkeiten, so wie sie es sich vorher ausgedacht hatten, in einen sehr heimlichen Kellerwinkel zu verstecken. Die Tische aber wurden reichlich mit Speisen und Getränken besetzt, damit

die hungerigen Kriegsleute schnell eine angenehme Erquickung finden und dadurch freundlicher werden möchten.

Unterdessen dauerte das furchtbare Donnern und Krachen fort und wurde zuletzt so heftig, daß der Boden unter den Füssen bebte und die Fensterscheiben klirrten. Es schien, als sollte der Wald und das Dorf zusammenstürzen. Da sprengte der zurückkehrende Baron in den Hof. Er rief hastig alle seine Leute zusammen. Auch Gattin und Tochter stürzten todtenbleich herzu: „Barmherziger Gott! was ist es? was gibt es?“ — Der Baron winkte bittend sich noch einen Augenblick zu beruhigen. Dann ertheilte er seinen Leuten und den Dorfbewohnern einige Vorschriften und Befehle, welche dahin zielten, daß Unordnung und Schaden möglichst vermieden werden möchten. Es sollten sich Alle zu ihm halten. Er wollte dann für Alle sich an den Befehlshaber der Kriegsleute wenden. Aber der größte Theil der Weiber und Kinder war schon mit den Heerden in ein nahes sumpfiges Moos geflüchtet. Gleich darnach kam eine Wache, welche Landstrost ausgestellt hatte, athemlos herbei gelaufen und meldete: „Es sind zwei Haufen, die mit einander schlagen und, wenn es so fortgeht, in weniger als einer Viertelstunde unser unglückliches Dorf erreichen werden. Der Himmel sei uns gnädig!“ Und hundert bebende Stimmen riefen es nach: „Der Himmel sei uns gnädig!“ — Jetzt wandte sich der Baron sehr bestürzt an die bleichen, zitternden, in Thränen zerfließenden Seinigen: „Kinder,“ flehte er mit ruhiger Stimme: „Erfüllt meine Bitte; fliehet für den gegenwärtigen, sehr gefährlichen Augenblick in das abgelegene Westergehäg hinter der Warte. Kurt und

Wilhelm werden euch begleiten. Kurt und Wilhelm, hört, was ich euch jetzt sage! Ihr begleitet meine Frau und Kinder in das Westergehäg und sorgt, daß sie dort verborgen und sicher bleiben, bis ich weitere Nachricht gebe.“ — Dann schloß er seine Geliebten noch einmal in seine Arme, rief noch einmal: „Eilt! Eilt! hier ist kein Augenblick mehr zu verlieren! Dort werden die Schatten der Nacht und der Schild des allgegenwärtigen Gottes euch decken und bewahren!“ —

Ach! warum doch der wackere Landstrost jetzt in der Bestürzung das Häuschen auf der Roseninsel vergessen mußte! — Wie weit besser wären seine Lieben an diesem unzugänglichen Orte aufgehoben gewesen! — Der Baron, ein sonst so vorsichtiger Mann, hatte es dieses Mal nun doch versäumt, zu der Zeit, wo die Gefahr noch entfernt war, im voraus zu bedenken, was zu thun sei, wenn die Gefahr nun wirklich hereinbräche. Die große Liebe zu den Seinigen eben war an diesem Versäumniß schuld gewesen. Denn eben darum, weil der Gedanke, daß seine Geliebten in eine so große Noth gerathen könnten, ihm gar zu herben Schmerz erweckte, — gerade deßhalb hatte er an ein so schlimmes Ereigniß ganz und gar nicht denken mögen; hatte darüber nun aber auch die besten Sicherheitsmittel bereit zu halten versäumt. Er glich einem Vater, der, wenn seine Kinder gesund sind, keine Arzneien in Bereitschaft hält, weil er nicht daran denken mag, daß Jemand von seinen Geliebten von einer Krankheit befallen werden könne. Geschieht dieß nun aber dennoch, so weiß er in der Noth sich nicht zu helfen und greift zu Mitteln, welche vielleicht gerade am wenigsten taugen. So erging es

jetzt auch dem armen Baron. Eine so große Gefahr hatte er nicht vermuthet. Nun war sie dennoch da. Ein Gedanke jagte den andern. In der Eile hielt er den schlechtesten fest: denn leider! war, wie wir bald sehen werden, das Westergehäg gerade der allerunsicherste Ort. —

Welch ein Jammer! Welch ein Händeringen! Welche Thränen. — Anfangs wollte Frau von Landstrost sich mit den Kindern schlechterdings nicht zur Flucht verstehen. „Wir verlassen Dich nicht!" rief sie, rief Agnes, wir trennen uns nicht von Dir! — Mit Dir leben wollen wir, mit Dir sterben!" — Aber der Hausvater entgegnete mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes: „Gott! — So soll ich denn zum Uebermaß des Unglücks nun auch noch zweifeln, daß Ihr mich liebt? — Wie könntet Ihr sonst mir diesen einzigen Trost versagen, daß ich Euch in Sicherheit geborgen weiß, in Sicherheit wenigstens für den ersten, vielleicht einen nur ganz kurzen Augenblick der Gefahr. Denn vielleicht vergeht wohl kaum ein Viertelstunde und wir sind schon wieder fröhlich bei einander!" — Hier erstickte die heftige Gemüthsbewegung seine Worte. — Nun konnten die Seinigen seinen Bitten nicht länger widerstehen. — Stumm, unter tiefen Seufzern, mit fast zerspringendem Herzen, gelähmt und erstarrt an allen Gliedern, und fast besinnungslos ließen sie von den treuen Begleitern sich nach dem Walde führen. Die kleine Adelheid trug die Mutter in ihren Armen und drückte sie mit aller noch übrigen Kraft an ihre Brust. Der bleiche Mond warf ein irres, schwaches Licht auf den nächtlichen Pfad dieser peinlichen Flucht.

Eine schauerliche Stille lag auf dem düstern Gehölz, wie über einem weiten, finstern Grabe. Nur hin und wieder vernahm man ein leises Zischeln und Rascheln. Die Frauenzimmer machten ängstlich ihre Begleiter darauf aufmerksam; aber diese versicherten, es rühre von den Vögeln und dem Wilde her, welches durch das ungewohnte Getöse aufgeschreckt und unruhig geworden sei. Schon etwas getroster drangen sie nun immer tiefer in das Dickicht ein: denn mit jedem Schritt, welchen sie vorwärts thaten, glaubten sie besser für ihre Sicherheit gesorgt zu haben. Jetzt standen sie ein Weilchen still, um zu lauschen und Athem zu schöpfen: denn die letzten Kräfte waren fast erschöpft. — Plötzlich hörten sie, wer beschreibt ihren Schrecken! — Reiter im sausenden Galopp einen nahen Waldweg herunter sprengen. Sogleich fiel ein Schuß, dann noch einer, dann viele, daß der ganze Wald vom Gekrach wiederhallte; es erhob sich nun ein Rauschen und Tosen in allen Büschen ringsum, eine Menge fürchterlicher Gestalten mit hohen Mützen brach hervor und eilte mit wildem Hurrah nach der Gegend hin, wo die Schüsse blitzten und donnerten. Es schien, als sei der ganze Wald lebendig geworden und mache sich auf und wolle davon. Die betäubte Mutter sank mit einem Schrei des Entsetzens besinnungslos zur Erde. Agnes hielt sich noch aufrecht und wollte eben die kleine Adelheid, welche den Armen der Mutter entsunken war, aufraffen, als sie jählings von zwei gewaltigen Fäusten angepackt und, wie sehr sie sich sträuben mochte, mit fortgerrssen wurde.

Kurt und Wilhelm, wie vom Donner gerührt, anfangs ohne Gedanken, ohne Bewegung, wußten nicht

sogleich wozu sie greifen sollten. Das Jammergeschrei der entführten Agnes brachte sie aber bald wieder zur Besinnung. Mit Blitzesschnelligkeit fuhren sie hinterdrein und schwangen ihre gewaltigen Knittel. Bald erblickten sie das weiße Gewand des Lammes, welches die grimmigen Wölfe davon tragen wollten. Schnell, wie der Sturmwind, schossen sie darauf los. Schon hatte der nächste der beiden Feinde einen so gewaltigen Hieb auf den Schädel empfangen, daß er seine köstliche Beute fallen lassen mußte. Der andere Soldat wartete eine ähnliche Begrüßung nicht ab, sondern beschleunigte seine Schritte und war bald verschwunden; auch bekümmerten Kurt und Wilhelm, da sie ihr Fräulein wieder hatten, sich nicht weiter um ihn. Diese aber war noch immer ihrer Sinne nicht wieder mächtig geworden und ließ von den treuen Dienern sich hintragen, wohin sie wollten. Erst da sie wieder still standen, um Athem zu holen, kam Agnes wieder allmählig zu sich. Matt schlug sie die Augen auf; besann sich schüchtern, wie beim Erwachen nach einem schweren Traum; dann brach sie in ein herzzerreissendes Wehgeschrei aus: „Mutter! Mutter! Adelheid! wo seid ihr?“ An ihre eigene Gefahr dachte sie nicht weiter, als sie der Gefahr ihrer Geliebten sich wieder bewußt wurde. — „Nur still: nur einen Augenblick Geduld!“ flüsterten die getreuen Begleiter. „Sogleich werden wir beide wieder gefunden haben.“ Auch wurde der Gang unverweilt angetreten. Aber der Wald war dicht und die Finsterniß fast mit Händen zu greifen. Todtenstille ringsumher. Das Getöse hallte schwach und immer schwächer aus weiter und immer weiterer Ferne. Die hohen Bäume standen

da wie riesenhafte Gespenster. Der Schwarm der Kämpfenden war verschwunden, wie ein schwarzes Hagelwetter, das der heulende Sturm vorüberjagt; aber an dem Verderben, welches es angerichtet und zurückgelassen hat, erkennt man noch lange, daß es da gewesen ist.

„Mutter! Mutter! rief Agnes unablässig mit immer größerer, unsäglicher Angst, bis ihr die Stimme den Dienst versagte. Aber Niemand antwortete, als der dumpfe, grauenvolle Wiederhall der finstern Orte.

Endlich hörte man zur linken Hand aus der Ferne schwache Töne wie Klagen und bald darauf vernehmliche Worte: „Agnes! Adelheid! meine armen Kinder! wo soll eure unglückliche Mutter euch suchen?“ Nun fühlte Agnes keine Ermattung mehr. Flüchtig, wie ein junges Reh, welches die wilde Jagd von der verfolgten Mutter getrennten hat, und nun ihren Ruf, nachdem die Jäger vorübergezogen, von neuem vernimmt, flog sie durch Dornen und Gebüsche nach der Gegend hin, aus welcher die Stimme erscholl. Sie achtete es nicht, daß sie die zarten Hände an die Ranken und Hecken, welche ihr den Weg vrrsperren wollten, zerriß: denn sie sollte ja ihre geliebte, verlorene Mutter wieder finden.

O meine Tochter! o meine Mutter riefen beide, als sie einander erblickten und stürzten einander in die entgegengestreckten ausgebreiteten Arme. „Aber, wo ist Adelheid?“ fragten sich mit Entsetzen und Erstarren gleich darauf beide, da keine sie in den Armen der Andern erblickte. „Barmherziger Gott! wo ist Adelheid hingekommen?“ — Und keine wußte der andern die herzzerschneidende Frage zu beantworten.

Stracks rafften sie sich auf, den ganzen Wald zu durchsuchen. Auf den Knieen durchsuchten sie besonders den Ort, wo sie von dem versteckten Kriegsvolk waren überfallen worden. Jedes Gebüsch wurde auseinandergebogen, jeder Baum wurde, in der Bethörung der ungeheuern Angst untersucht. Aber das liebe Kind war nirgends zu finden. Abgemattet vom Umherirren, von der namenlosen Angst, vom unaufhörlichen Wehklagen, gänzlich erschöpft von der entsetzlichen Qual, vermochten sie endlich nicht mehr auf den zitternden Knieen sich aufrecht zu erhalten. Sie sanken beide unter einer großen Eiche zur Erde. Nur seufzen und wimmern, nur mit leisem Stöhnen die Barmherzigkeit Gottes anflehen, das konnten sie noch.

Dieses Elend länger anzusehen, waren den treuen Begleitern unmöglich. Während Wilhelm zum Beistand zurückblieb, eilte Kurt in das Dorf, um Hülfe herbeizuholen. Schon auf halbem Wege traf er den herzueilenden Hausvater und meldete die klägliche Geschichte.

„Adelheid verloren?“ — rief der Baron, und hätte mögen vor Schrecken in den Boden versinken. Aber schnell ermannte er sich wieder und rief: „Fort! rasch in das Dorf! Man biete Alles auf! Mit Fackeln und Laternen soll Alles mir nacheilen! Rasch, ungesäumt! Alles! wenn ihr mich liebt.“ Damit flog er selbst in den Wald voraus.

Jung und Alt folgte dem Freiherrn auf dem Fuße nach. Wer hätte einer so innig geliebten Herrschaft nicht beispringen mögen in der Noth? — Der ganze Wald wurde nach allen Richtungen durchsucht, jedes Gebüsch durchkrochen, jeder Sumpf durchwatet. Aber

das Kind war nirgends zu finden. Der Morgen dämmerte durch die schwacherleuchteten Wipfel der Bäume, die Sonne stieg herauf und erhellte die Waldesnacht; aber das Kind war nirgends zu finden.

Halb mit Gewalt mußten endlich Mutter und Tochter aus dem unglücklichen Gehölz entfernt und nach dem Schlosse zurückgebracht werden. Dann wurden Boten in die umliegende Gegend ausgesandt, Belohnungen in allen öffentlichen Blättern für eine Trost bringende Nachricht ausgesetzt, Reisen gemacht hin und her. Eine Woche verging nach der andern, ein Monat folgte dem andern. Aber Adelheid war nirgend zu finden.

So wie mit den vergeblichen Nachforschungen ein Fünklein Hoffnung nach dem andern erlosch, verglomm sichtlich auch der Lebensfunken der Mutter und der Tochter und es war Gefahr da, daß der Gram, wenn demselben nicht gesteuert werde, das Licht zwei so theurer Leben bald gänzlich auslöschen würde. Schon jetzt glich das ehedem so heitere Haus zu Perkau einem stillen Todtengewölbe, in welchem bleiche, stumme Schatten umherschlichen; wo alle Freude ausgezogen und nur das Leid einheimisch geworden war.

Da ermannte sich der kräftige, sehr vernünftige, ächt fromme Hausvater zuerst. Er bekämpfte den vergeblichen und doch verderblichen Gram und überwand ihn. Dann machte er auch die Seinigen auf jenes heilige Wort aufmerksam: „Demüthigt euch unter die Hand Gottes, so wird er euch erhöhen zu seiner Zeit!“ — Er innerte sie an die merkwürdige trostreiche Geschichte Jacobs aus dem alten Testament, der zu desto größerer Freude erst späterhin und unvermuthet den verlornen

Liebling Joseph wieder gefunden hatte. Er forderte sie auf, von dem Vater der treuen und ewigen Liebe, wie sie sonst gethan, auch ferner das Beste zu erwarten, nicht durch mißtrauisches Verzweifeln sich zu versündigen, nicht durch vergeblichen Gram ein nun einmal unvermeidliches Uebel noch ärger zu machen: „Und wer sollte," fügte er hinzu, „einem so liebenswürdigen Kinde Böses zufügen wollen? — Ja! ich bin fest und freudig überzeugt, daß die überall waltende, überall gegenwärtige, göttliche Vorsehung ihm an unserer Statt einstweilen andere Pflegeältern wird zugewiesen haben, bis auch für uns die entzückende Stunde des Wiedersehens zurückkehren wird!"

Diese Vorstellungen wirkten endlich wie ein heilender Balsam, welchen man auf brennende Wunden träufelt. Sobald die vernünftige Ueberlegung und das fromme, ruhige Nachdenken wieder Platz gewannen, sahen Mutter und Agnes immer klarer ein, daß Thränen, Seufzer und schlaflose Nächte nichts Gutes stifteten, sondern das Unglück unbeschreiblich vermehrten. Sie bemerkten nun mit Schrecken, daß Gesundheit, Kraft und Lust zu allen löblichen Werken dahin schwänden; daß sie mit eigenen Händen das noch übrig gebliebene Glück des Hauses von Grund aus zerstörten; daß sie sich unfähig machten, selbst das Gute, wenn es einmal wieder zurückkehrte, zu genießen; daß sie sogar an dem Allerhöchsten, der Alles, so herbe es anfangs scheinen mag, nach Weisheit und Liebe anordnet, sich versündigten. Darum boten sie von der Stunde an mit Ernst alle Kraft auf, die Vernunft siegreich zu machen über die Verblendung, und die Hoffnung über die Ver-

zagtheit. Diese löbliche Bemühung wurde alsbald durch die allwaltende Kraft Gottes unterstützt, welche sich in allen Seelen, die sich auf das Gute hinlenken, wirksam erweist. Sie gewannen den Sieg. Ruhe kehrte in ihre Herzen, Heiterkeit kehrte in das Schloß von Reisensburg zurück. Zwar gab es noch hin und wieder manche leise Anwandelung von Traurigkeit; aber es glichen diese Anwandelungen nur jenen Wölkchen, welche an einem hellen Sommertage schnell unter dem blauen Himmelsgewölbe hinstrichen und einen rasch vorüberschwindenden Schatten auf die strahlenden Auen werfen.

Viertes Kapitel.

Neues Leben. — Die Hochzeit. — Reiseabentheuer.

Nun erblickte man wieder die alte, schöne Lebensweise im Schlosse Reisensburg, und Alle waren nur darauf bedacht, einander gegenseitig Freude zu bereiten, Mißvergnügen aber abzuwehren oder doch zu vermindern.

Was Agnes insbesondere betrifft, so bemühte sie sich, Vater und Mutter durch ihre Fortschritte in allen weiblichen Tugenden zu entzücken. Und wie hätte ihr dieses mißlingen können? — War doch ihr schönes Herz eine fruchtbarer Boden, in welchem alles Gute herrlich

gedieh. Auch mancherlei liebliche Blumen sproßen aus demselben hervor. So war es bald ein anmuthiger Gesang zur Harfe, bald ein schönes Kunstwerk der Nadel oder des Pinsels, bald ein schöner, schriftlicher Aufsatz, zuweilen auch, besonders an Geburtstagen ein kleines, herzliches Gedicht, womit sie ihre zärtlichen Eltern höchst erfreulich überraschte. — Oft bewirthete sie außerdem ihre Eltern mit einem neuen Gerichte ihrer Kochkunst oder erfreute sie durch ein anderes Werk, das Zeugniß von ihrem Fleiße und Verstande ablegte. — Sie hatte sich eine kleine Meierei und einen niedlichen Garten angelegt. Welche Lust war es, wenn sie den lächelnden Eltern die schmucken, buntfarbigen Kühe, die blanken Milcheimer, die reinlichen Näpfe zeigen, oder sie zwischen den Beeten, wo im Kranze von Blumen und blühenden Gesträuchen aller Art Küchengewächse grünten und prangten, umherführen konnte! —

Da hätte gar Manche und gar Manche lernen können, wie das reine, innige, vollkommene Glück nur bei guten Menschen seine feste, dauerhafte Wohnung aufzuschlagen pflegt, und wie die einfachsten und wohlfeilsten Vergnügungen die süßesten sind und keinen bitteren Nachgeschmack zeigen.

Nahe bei Reisensburg wohnte der Graf Nornheim, der reich an Geld und Gut, aber noch reicher an Verstand und Tugend war. Er gehörte zu den glücklichen Menschen, bei welchen sich Würde mit Anmuth vereinigt. Schon der Blick seines Auges und der Klang seiner Stimme gewann ihm die Herzen Aller: denn die innerliche Schönheit spiegelte sich in der äußerlichen ab, wie das reine Gold durch klares, helles Glas durch-

strahlt. Wo dieser wohlgebildete, reiche, freundliche, junge Mann sich anmelden ließ, war er herzlich willkommen. Viele wollten bemerkt haben, daß manches junge Frauenzimmer sich mit doppelter Sorgfalt putzte, wenn ein Besuch des Grafen erwartet wurde. In manchen Häusern war dann des Spiegelsehens kein Ende, und die Kammermädchen konnten ihren jungen Gebieterinnen nichts gut und recht machen. Und trat der angenehme, reiche Gast ein, so sah man nichts als Gesichter, so lieblich, so freundlich, wie Engel, und hörte nichts, als holde und sanfte Worte. Graf Nornheim aber war ein Mann von eigener Art. Zwar sehr artig benahm er sich gegen die sorgfältig geputzten und ungemein freundlichen, jungen Fräulein; auch ließ er seinerseits es an Bällen, Lustfahrten und andern Vergnügungen nicht fehlen; aber dabei hatte es dann sein Bewenden. Das war mancher seiner Nachbarinnen ganz und gar nicht gelegen: denn mehr als eine derselben hätte wohl große Lust gehabt, Gräfin von Nornheim zu werden und dann vom hohen, schönen Schlosse des Grafen herab alle übrigen Schlösser der Umgegend zu überblicken. Das aber wollte immer nicht in Erfüllung gehen. Denn der Graf hatte die wunderbarliche Gewohnheit, daß er seine Nachbarinnen nicht blos aufmerksam beobachtete, wie sie bei den öffentlichen Besuchen sich benahmen, sondern er war auch noch außerdem unter der Hand vorsichtig und sorgfältig beflissen, Erkundigungen einzuziehen, wie sie etwa auch im verborgenen, häuslichen Leben sich zeigten, womit sie sich da am liebsten beschäftigten, und besonders, wie sie gegen geringere Leute zu handeln pflegten. Leider hörte er da

nur zu oft höchst unangenehme Dinge. Er hörte erzählen von unnützem Zeitvertreib, von unwürdigen Tändeleien und Thorheiten, von Arbeitsscheu und Unbarmherzigkeit. Fand der Graf dergleichen arge Nachrichten bestätigt, so wandte sich sein Herz auch sogleich von solchen Nachbarinnen ab, wie reich, vornehm, kunstreich und witzig sie übrigens auch sein mochten: denn er war fest überzeugt, daß jene Untugenden nur in einer unreinen und schwachen Seele nisten könnten und daß die tägliche Nähe einer so unangenehmen Lebensgefährtin höchst widrig sein und bald durchaus unerträglich werden müsse.

Aber kannte der Graf Nornheim seine fleißige, verständige, fromme, liebenswürdige Nachbarin Agnes von Landstrost nicht? — Wohl kannte er sie, hatte des Rühmlichen schon unendlich viel von ihr gehört und deßhalb innigst gewünscht, in Reisensburg unter die vertrauten Hausfreunde aufgenommen zu werden. Aber gerade hier hielt das etwas schwer; denn Reichthum und Glanz öffneten in Reisensburg Niemanden die Thüre. Nur der höhere Adel des Geistes, des Herzens und der Sitten führte die gern gesehenen Gäste ein. Da aber Graf Nornheim mit diesem schönen Schmuck des Geistes auf eine so ausgezeichnete Weise begabt war, so fügte es sich natürlich sehr bald, daß auch er zu jenen willkommenen Gästen gehörte. Von dieser Zeit an ging keine Woche vorüber, wo man ihn nicht ein oder zweimal zu Reisenburg hätte ein- und ausgehen sehen. Auch dauerte es nun nicht mehr lange, so wurde daselbst eine überaus glückliche und fröhliche Hochzeit gefeiert, wobei Jung und Alt unter den blühenden Lin-

den des Schloßhofes an langen Tafeln schmausten und im Freien lustige Tänze hielt, wozu blinkende Sterne leuchteten und wobei jeder Glückzuruf an das junge Brautpaar aus des Herzens innerstem Grunde hervorschallte. Das Alles geschah nämlich an dem Tage, wo Graf Nornheim das liebenswürdige Fräulein Agnes als seine geliebte Gattin begrüßte, die er bald nachher auf sein schönes Schloß Wallerstein heimführte.

Glückliche Jahre fliehen so schnell und leise vorüber, als wären es nur Stunden gewesen, wobei man den Glockenschlag überhört. So waren denn auch seit jenem freudenreichen Hochzeittage schon zwölf Jahre verfloßen, so daß man es kaum gemerkt hätte, wenn nicht drei allerliebste Kinder, ein Sohn und zwei Töchter, vor den Augen der beglückten Eltern immer größer und freudiger aufgewachsen wären. Nur an dem zunehmenden Glanze dieser Blumen merkten es die Hüter des Gartens, daß der Frühling vorübergegangen und der Sommer herbeigekommen sei.

Während dieser zwölf Jahre war nur einmal eine finstere leidsvolle Zeit eingetreten. Es war dieß damals gewesen, als der alte Freiherr von Landstrost das irdische Leben verlassen hatte. Als er eines Tages, wie öfter zu geschehen pflegte, von seinen Geliebten aus Wallerstein, Alt und Jung, zu Reisensburg auf das Angenehmste war überrasche worden und er sie, seiner Gewohnheit nach, bei der Abreise, eine gute Strecke zu Fuß begleitet hatte, war er ziemlich müde wieder nach Hause zurückgekehrt. Er hatte sich dann in den Lehnstuhl gesetzt, um ein wenig auszuruhen. Als er nun still und heiter so da saß und in seiner Seele der himm-

lischen Güte für die Freude dankte, welche sie ihm so reichlich schenkte und er eben jetzt der Abendsonne nachblickte, wie sie rein, schön und sanft hinter den Hügeln niederschwebte, ward es ihm plötzlich dunkel vor den Augen. Er rief: „Mir wird seltsam zu Muth!" und in demselben Augenblick war der unsterbliche Geist zum besseren Lebeu hinübergegangen.

Als sodann die körperliche Hülle, welche der edle Bewohner zurückgelassen hatte, zur Erde bestattet wurde und auch alle Lieben aus Schloß Wallerstein mit Thränen ihm das Geleit gaben, war dieß für sie eine finstere und schmerzliche Zeit. Aber als sie nachher die Blicke wieder emporhoben und bedachten, daß die Seelen der Gerechten in Gottes Hand sind und keine Qual sie mehr berührt, mußten sie den abgerufenen Vater vielmehr glücklich preisen, daß er sein schönes Ziel, das himmlische Vaterland so unvermuthet und leicht gewonnen hatte.

Das Schloß Wallerstein lag nicht weit von der ungarischen Gränze entfernt. Graf Rettzy, Besitzer eines der schönsten Weinberge in der berühmten Gegend von Tokay, ein Jugendfreund des Grafen Nornheim, hatte die Bewohner des Schlosses Wallerstein schon seit manchem Jahre zur Zeit der fröhlichen Weinlese bei sich erwartet. Aber des zarten Alters der Kinder wegen war diese Reise bisher noch immer verschoben worden. Doch jetzt schienen sie stark und groß genug, die Fahrt wagen zu können. — Welch ein Fest für die liebe Jugend, als es endlich hieß: „Nun geht es nach Ungarn!" — Welche Emsigkeit sah man da beim Einpacken! — Und an den vorhergehenden Tagen mußte die Mutter Abends

immer zum Aufstehen ermahnen, was sonst selten nöthig war: denn die tausend Fragen und Gespräche über die ungarische Reise ließen die Kinder des Abends nicht zum Schlafen kommen, und des Morgens, wenn sie zu früh erwacht waren und augenblicklich die Gespräche wieder ihren Anfang nahmen, vergaßen sie das Aufstehen. Endlich brach der ersehnte Tag an. Der Reisewagen wurde gepackt, vier starke Rosse wurden vorgespannt, Mutter, Vater, Bertha, Fritz und Emma stiegen ein, Wilhelm und Klaus aber, die treuen Diener, schwangen sich auf den Bock. Klaus strich seinen pechschwarzen Knebelbart, rief den ungeduldigen Rappen, die im Kraftgefühl einmal über das anderemal wieherten und Funken aus dem Steinpflaster schlugen, mit gewaltiger Stimme zu: „Fort!" und dahin flogen sie in's Weite.

Anfangs ging es rasch vorwärts durch flache Gefilde, durch manchen schattigen Hain, durch manches fleißige Dorf. Aber bald fing der Boden an, sich immer mehr und mehr zu erheben, so wie man der großen Gebirgsmauer der Karpathen, welche Deutschland und Ungarn von einander scheiden, näher kam. Da ging es an ein Steigen! da schnaubten die Rosse und vergaßen allen Muthwillen! An manchen Stellen stieg die Reisegesellschaft, um den Wagen zu erleichtern, aus und machte ein Stück Weges zu Fuß. Die Schönheit der Gebirgslandschaft tröstete hinlänglich für alle Beschwerden. Die dichten, hohen Buchenwälder waren von einer Menge Wild und Vögeln belebt. Der Boden war stellenweis bald mit Erdbeeren bedeckt; auch der Kinder Lieblingsgericht, die saftige Himbeere, war nicht

ausgeblieben. Da lagerte man sich denn zuweilen im Grünen; es wurde eine Flasche Wein aus dem Wagen hervorgeholt, bald von Erdbeeren, bald von Himbeeren köstliche Gerichte bereitet und ein Mahl, hoch in frischer, freier, kräftigender Gebirgsluft, unter großem Freudenjubel gehalten. „Nun geht's bei uns höher her," sprach die lächelnde Mutter, „als am Kaiserhof zu Wien?" — Die Kinder blickten sie mit Verwunderung an und schienen daran zu zweifeln. „Zwar," sagte Fritz, „will ich solch ein herrliches Erbeergericht ganz und gar nicht verachten; aber etwas höher, meine ich, geht es denn doch beim Kaiser in Wien her, als hier bei uns, nicht wahr, liebes Mütterchen." Die Mutter aber fuhr fort zu lächeln und zu behaupten, daß der Kaiser nicht so hoch speise, als jetzt die Reisenden. Da ging den Kindern ein Licht auf und sie gaben mit großem Jubel und Lachen der scherzenden Mutter Recht. „Ja, ja!" riefen sie, unser Tisch, dieses moosbewachsene Felsenstück hier, hat die Karpathen zum Fußgestell. Solche Tafeln freilich gibt es nicht in der Hofburg zu Wien." —

„Aber wer mag hier vor sechs- und siebzehn Jahrhunderten auch wohl, so wie heute wir, im Freien geschmaust haben?" fragte jetzt der Vater. Die Kinder schwiegen und besannen sich. „Erinnert ihr euch nicht mehr," fuhr darauf der Vater fort, „welche berühmte, deutsche Völkerschaft im dritten, vierten, fünften und sechsten Jahrhundert nach Christi Geburt diese Lande hier bald durchwandert, bald auch hier wohl einmal eine Zeitlang gehaust hat?" — „Nun wissen wir," riefen alle drei, „die Gothen! die Gothen!" — „Und woher kamen sie?" fragte der Vater weiter. „Sie ka-

men," antwortete Fritz, „von der Ostsee und wanderten bei diesen Gebirgen vorüber, nach dem schwarzen Meere. Von dort aus machten sie gewaltige Einfälle in die benachbarten Landschaften des großen, römischen Reiches und verheerten und zerstörten, was ihnen vorkam." „Aber," fragte nun der Vater sein Töchterchen Bertha, der er es ansah, daß auch sie gerne etwas erzählen wollte, „wie heißen die grimmigen Feinde, welche aus Asien hervorbrachen, von welchen die Gothen zum Theil unterjocht, zum Theil vertrieben wurden und welche nun eine Zeitlang über Ungarn herrschten und von dort aus fürchterliche Einfälle in unser deutsches Vaterland machten?" — „Das waren die abscheulichen Hunnen," antwortete geschwind Bertha, mit einem ängstlichen, unwilligen Gesicht, und blickte schüchtern rings um sich, als fürchtete sie, es möchten wohl noch gar einige von jenen grimmigen Feinden hinter den düstern Felsen stecken. Da gab es denn kein kleines Gelächter und der feurige Fritz sprang auf, machte seine kleine Person so hoch wie müglich und rief mit furchtbarer Stimme: „Kommt hervor, Hunnen, wenn ihr Muth habt!" — „Das ist ja der leibhaftige, kleine David," scherzte die Mutter, „der den Riesen Goliath herausfordert! — Gott erhalte dir diesen Heldenmuth! — Es können wohl einmal Zeiten kommen, wo er nöthig ist." — Kaum hatte die Mutter diese Worte ausgesprochen, so schien es, als würde ihr Antlitz plötzlich von einem Trauerflor überzogen. Der Graf merkte sogleich, daß eine Erinnerung an Adelheid, die verlorne Schwester, die heitere Seele seiner geliebten Gattin verfinstern wolle. Darum gab er dem Gespräch geschwind eine andere Wendung, ließ sich von den Kin-

dern, die verschiedenen Steinarten und Kräuter des Gebirges nennen, belehrte sie über diejenigen, welche sie noch nicht kannten und war ihnen behülflich, daß sie alles Merkwürdige, was in ihren Sammlungen zu Wallerstein noch fehlte, aufschoben und gehörig einpackten. — Der Weg stieg indessen immer höher hinauf; die hochstämmigen, schönen Buchenwälder hörten auf; hie und da zerstreute, verkrüppelte Fichten traten an ihre Stelle; gewaltige Felsen ragten hin und wieder empor, die bald wie Häuser, bald wie Burgthürme anzuschauen waren. Die Reisenden befanden sich jetzt auf einer solchen Höhe, daß sie zuweilen plötzlich von einer Wolke, welche über die Gebirgsspitzen wie dicker, weißgrauer, naßkalter Dampf dahinrollte, dergestalt eingehüllt wurden, daß man aus der Kutsche die Vorderpferde nicht im Stande war zu erblicken. Das war für den herzhaften Fritz eine Lust! Aber seine ängstlicheren Schwestern drückten sich dicht an die Mutter und wagten kaum zu athmen. Doch welch eine Freude, wenn dann einmal wieder die prächtige Sonne, wie ein siegreicher Held, ihre Strahlen nach allen Seiten schoß, Nebel und Wolken plötzlich die Flucht nahmen und verschwanden, und der unermeßliche Palast der Natur hell und heiter wurde. Welch ein entzückender Anblick! Rückwärts schaute man hinab in die gesegneten Landschaften von Schlesien und Mähren, zur Linken dunkelten in der blauen Tiefe die polnischen Wälder, mit gelbbräunlichen und grünen Gefilden untermischt; vorwärts eröffnete sich das ungarische Land mit seinen Bergen, Wäldern und Thälern. Wie eine Landkarte verschiedenartig gefärbt, hier mit Licht, dort mit Schatten durchzogen, so stellte

ringsum der Anblick dreier Reiche sich dar. Da hörte man manches „Ach!“ und „O!“ des freudigsten Erstaunens. „Ihr habt mich oft gefragt,“ hob der Vater an, „was ein Panorama sei; da habt ihr eines, nämlich eine Fernsicht nach allen Seiten?“ — „Mein Gott, wie groß doch die Erde ist!“ sagte Emma gar andächtig und leise. „Und doch ist dieses, entgegnete der Vater, nur als eine ganz kleine Erdscholle unserer Erdkugel zu betrachten; und doch ist diese ganze Erde hinwiederum nur ein Sandkörnchen in dem unermeßlichen Weltgebäude und unter den unzählbaren Kugeln, welche im gränzenlosen Luftraum schweben auf Bahnen, welche der Allerhöchste ihnen vorgeschrieben hat, daß sie nicht anders gehen dürfen!“ — Dabei faltete er die Hände und schaute mit stiller Andacht empor; die Uebrigen aber folgten seinem schönen Beispiel.

Schon glaubten unsere Reisenden, als es nun wieder bergab nach Ungarn hinunter ging, sie hätten alle Beschwerden und Gefahren der Gebirgsreise überwunden, als mit einem Male, da schon die Abenddämmerung in den Wäldern hereinzubrechen anfing, in einem tiefen Hohlwege der Wagen seitswärts schlug, weil! — die Hinterachse gebrochen war. Mit einem Schrei und einem Satz war die liebe Jugend links und rechts aus dem Wagen. „Was soll nun aus uns werden?“ fragten Emma und Bertha mit betrübten Gesichtern und die Thränen waren ziemlich nahe. „Durch Thränen,“ antwortete der Vater ganz ruhig, „würde nichts geschehen; wenn wir uns aber ruhig besinnen, wird sich dem Uebel bald abhelfen lassen.“ Darnach schickte er Wilhelm voraus, um nachzuforschen, ob nicht etwa in der Nähe

eine Wohnung von Menschen anzutreffen sei. Es dauerte keine Viertelstunde, so kam Wilhelm schon wieder mit raschen Schritten zurück und rief freudig aus der Ferne: „Nun ist Alles gut!“ Er brachte zwei Männer mit sich, welche Stangen, Stricke und Beile trugen. Sie waren die Bewohner einer nahen Meierei, welche an einer Stelle, wo der Wald ein kleines Feld einschloß, angelegt worden war. — Die beschädigte Achse wurde nun einstweilen geschient und dann der Weg zur Meierei fortgesetzt. Dort bot der ältere der beiden Männer, ein ehrwürdiger Greis, den Reisenden sein Haus mit so aufrichtiger Freundlichkeit zum Nachtlager an, daß sie recht gern in die stille Waldwohnung einkehrten. „Gegen morgen früh,“ setzte er hinzu, „soll der Wagen wieder vollkommen hergestellt sein.“ In der Meierei wurden sie von einem geschäftigen Mütterchen und einer herzensguten, jungen Frau mit herzlichem Willkommen empfangen. Die Wirthe waren so eifrig beflissen, für Alles, was zur Erquickung und Bequemlichkeit der Reisenden nur irgend dienen konnte, zu sorgen, daß man nach einer Stunde schon so freundlich mit einander umging, als hätte man sich seit Jahren gekannt. Und welch ein sicheres und schöneres Zeichen gäbe es auch, woran Menschen erkennen mögen, daß sie insgesammt Brüder und Schwestern sind, als — die Liebe?

Zutrauen und Freude wurden aber besonders noch dadurch vermehrt, daß die guten Waldbewohner deutsch redeten; sowie man überhaupt in Ungarn eine große Menge Menschen deutscher Abkunft antrifft, vornehmlich hier in der Grafschaft Zips und dann auch in Siebenbürgen.

Während die jüngere Frau in der Küche das Abendessen zubereitete und die beiden Männer mit Herstellung des Wagens beschäftiget waren, unterhielt das gesprächige Mütterchen drinnen die Reisende mit häuslichen Geschichten. Sie erzählte ihnen, daß sie außer jenem Sohne, welchen sie nebst dessen Gattin schon kennen gelernt hätten, noch einen älteren gleichfalls verheiratheten Sohn habe, der aber zur Sommerszeit mit Frau und Kindern sich tiefer im Gebirge aufhalte und das Vieh weide. Die beiden anderen Männer, welche unterdessen in der Meierei blieben, besorgten den kleinen Ackerbau, verfertigten allerlei Holzarbeiten und verkauften diese nebst dem, was aus dem Viehstand gelöst werde, drunten im Lande.

Graf Nornheim hielt sich die meiste Zeit außer dem Hause auf, um die Ausbesserung des Wagens möglichst zu beschleunigen und er konnte den Seinigen bald die frohe Nachricht bringen, daß morgrn mit dem Frühesten die Reise wieder fortgesetzt werden könnte. Zugleich fügte er hinzu: „der Greis hat mir eine höchst merkwürdige Geschichte erzählt, welche ich euch morgen unterwegs zum Besten geben werde.“

Nun wurde das Abendessen aufgetragen, eine kräftige, schmackhafte Suppe und darnach sehr köstliche Forellen aus einem nahen, klaren Waldbach. Auch Butter, Brod und Käse waren vortrefflich. In der Gesellschaft so freundlicher Wirthe waren alle Beschwerden des műheseligen Reisetages geschwind vergessen. Mit innigem Dank für die Güte der allwaltenden, himmlischen Vorsehung und Fürsorge gingen dann die Reisenden zur Ruhe und erquickten sich durch einen süßen

und in dieser Waldesstille durch nichts unterbrochenen Schlummer.

Als am folgenden Morgen die ersten Sonnenstrahlen die Wipfel des stillen Waldes prächtig erleuchteten, war Alles rasch aus den Federn und reisefertig. Bezahlung wollten die guten Leute durchaus nicht annehmen. „Wenn mir Gott das Leben fristet," sagte der Greis, „so statte ich Ihnen in Reisensburg einen Gegenbesuch ab. Dann mögen Sie mir nach Ihrer Gutherzigkeit die Gastfreundschaft, welche ich Ihnen mit Freuden erwiesen habe, vergelten." „Das soll ein Wort sein, riefen Alle, drückten den redlichen Wirthen die Hand, und mit frohem Muthe ging die Reise weiter.

Aber die Kinder mahnten nun den Vater an sein Versprechen, die Geschichte, welche er erfahren hatte, zum Besten zu geben. Man fuhr eben jetzt auf sanftem, schönem Wege durch ein heiteres Wiesenthal. Da erzählte denn der Vater, wie folgt:

„Es sind nun etwa 100 Jahre seit der Zeit verflossen, wo das ungarische Reich, welches schon manche Gefahr von seinen wilden Nachbarn, den Türken, erlitten hatte, fast untergegangen wäre. Wie Meeresfluthen, welche die Dämme durchbrochen haben, hatten sich türkische Raubschaaren über das ganze Reich ergossen, waren sie selbst schon in Deutschland eingedrungen und bestürmten bereits die Thore der Stadt Wien. Kaiser Leopold, der sich und seine Familie in eine sichere Gegend retten wollte, wäre beinahe von den nachsetzenden Tartaren ereilt und gefangen worden. Der schreckliche Augenblick schien gekommen zu sein, wo der Halbmond auf die Wälle von Wien gepflanzt und Deutschland, einem

großen Theile nach, dem Sultan Mahomed zinsbar werden sollte. Da eilte aber in der letzten Noth ein Heer von Deutschen und Polen herbei, fiel unversehens und gewaltig, am 12. September 1683, auf das türkische Lager, schlug Alles in die Flucht, und rettete Wien und Deutschland. In dieser unglücklichen Zeit war die Noth, die Verwirrung und die Unordnung, besonders in Ungarn so groß, daß viele Bewohner dieses Landes es mit den Türken hielten. Manche thaten es nur aus Noth, manche aber — es ist schändlich es zu sagen! — um des schnöden Vortheils und schmutzigen Gewinnes wegen. Zu diesen letzteren gehörte insbesondere einer der vornehmsten Landeseigenthümer in demjenigen Theile von Oberungarn, welchen wir jetzt eben bereisen, der Graf Emmerich Tököly. Er war ein um so gefährlicherer Landesverräther, da er selbst die starke Festung Munkatsch im Besitz hatte."

„Nein," rief Fritz, „das ist doch ganz abscheulich, es mit den ausländischen Landesverderbern zu halten. Ein so angesehener Mann, auf den Alle sahen, hätte auch Allen mit dem Beispiele der Vaterlandstreue voranleuchten sollen."

„Allerdings, mein lieber Fritz!" antwortete der Vater, den die edle Gesinnung seines Sohnes innigst entzückte. „Aber ein eigennütziger Mensch hat nun einmal keinen andern Gedanken, als wie er für sich selbst schnöde Vortheile stehlen will. Das Wohl des Vaterlandes, Ehre, Religion achtet er für nichts. Darum trifft ihn auch später oder früher unvermeidliche Schande und wenn er gleich eine Krone trüge oder getragen hätte. Sein Andenken ist beschimpft und bleibt es. So

erging es dem Freunde der Vaterlandsfeinde, dem reichen Tököly. Als seine Spießgesellen, die Türken, aus dem Lande getrieben waren, trafen die nächsten Streiche des erzürnten deutschen Kaisers ihn selbst. Er mußte nach Konstantinopel entfliehen und dort sein schmachbedecktes Leben in der Dunkelheit beschließen. Seine Anhänger retteten sich hierhin und dorthin. Der Vater des Greises, bei welchem wir eine so freundliche Bewirthung und Hülfe gefunden haben, hatte eben zu jener unglücklichen Zeit in Kriegsdiensten des Grafen, als Oberst, gestanden, war ihm in der Noth treu geblieben und dadurch ein Genosse seines Unglücks geworden. In der Verkleidung eines armen Taglöhners hatte er sich in die Wildniß der nahen Karpathen gerettet, war dort bei einem einsamen Kohlenbrenner in Dienste getreten, hatte nachmals die einzige Tochter desselben geheirathet, dann, als die Zeiten ruhiger geworden waren, von dem mitgebrachten, bis dahin verheimlichten Gelde, die Köhlerhütte in eine schöne Meierei verwandelt und den Wohlstand seiner Nachkommen, welche wir soeben kennen gelernt haben, gegründet. Sein Vater, ein begüterter Mann, hatte den Grundsatz gehabt, daß jeder Mensch irgend eine gemeinnützige Kunst erlernen müsse, welche in Zeiten der Noth eine Hülfe gewähren könnte. Deßhalb hatte er seinem Sohne, dem nachmaligen Tökölyschen Kriegsoberst, Gelegenheit gegeben, sich in allerlei nützlicher Bearbeitung des Holzes zu üben. Wie sehr war diesem in der nachmals so bedrängten Lage jene in der Jugend erlernte Kunst zu Nutzen gekommen! Darum hatte auch der Oberst in der Folge wiederum seinen Sohn, unsern alten, guten Wirth, zu demselben Geschäfte angeleitet.

Und so haben denn wir, noch nach 100 Jahren, es einem hochansehnlichen Kriegsobersten des weltbekannten Grafen Tököly zu verdanken, daß wir jetzt in unserm wohlh rgestellten Wagen weiter reisen können."

„O das ist eine herrliche Geschichte!" riefen die Kinder und dankten dem Vater. Der aber nahm von neuem das Wort und fragte: „Was aber wäre hauptsächlich aus dieser Geschichte zu lernen?"

„Daß man es nun und nimmermehr mit den Feinden des Vaterlandes halten soll!" rief Fritz.

„Nun und nimmer!" wiederholte der Vater mit Ernst und Kraft. Schwerlich meint es je ein Ausländer aufrichtig und redlich mit einem andern Lande. Darum soll man viel lieber manches Unbillige von seinen Landsleuten geduldig ertragen, als daß man sich an Fremdlinge wendet. Wenn auch wirklich ein Landesherr zuweilen seine Unterthanen nicht so behandeln sollte, wie sie es wünschten, nun! es wird schon wieder besser werden: denn der eingeborne Fürst trägt doch immer eine natürliche Liebe zn seinen Landeskindern und Landsleuten im Herzen. Die wird ihn schon wieder auf den besseren Weg zurückführen. — „Aber was ist euch, meine lieben Töchter, bei der Geschichte des Kriegsobersten eingefallen?" „Daß Reichthum und Glanz gar unsichere Güter sind, Verstand aber nnd Geschicklichkeit auch im Unglück uns getreu bleiben und uns guten Muth geben, getrost einer jeden Zukunft entgegen zu gehen;" antwortete Bertha. „Da seht ihr," fügte die Mutter hinzu, weßhalb ich dafür sorge, daß ihr nicht nur fleißig die Schulstunden besucht, sondern auch in allen gewöhnlichen Hausarbeiten, im Spinnen, Stricken, Nähen euch übt und in der Küche und Speisekammer zu-

weilen helfen mußt.“ — „Wer hat,“ fragt jetzt der Vater noch einmal, „die Geschichte vom Bias, der Alles bei sich trug, behalten, die ich euch neulich, als wir bei der guten Großmutter in Reisensburg Abschied nahmen, unterwegs erzählet habe?“ — — „Ich! — Ich! — Ich!“ riefen alle drei. Emma aber bat, daß sie die Geschichte erzählen dürfte, weil sie ja vor Fritz und Bertha noch gar nicht habe zum Worte kommen können. Sie fing also an: „Bias, ein weiser und sehr geschickter Grieche, ging eines Tages zu Schiffe. Da entstand ein gräulicher Sturm und warf das Schiff gegen die Klippen am Ufer. Nun lief Alles und packte seine Habseligkeiten zusammen, Bias allein blieb ruhig am Mastbaum stehen. „Aber,“ fragte ihn einer der Reisegefährten, „willst du denn nichts von dem Deinigen mit dir nehmen?“ „O!“ erwiederte Bias lächelnd, „das Wenige ist schon in Sicherheit. Ich trage es bei mir!“ In diesem Augenblick ging das Schiff in Trümmer. Da suchten sich Alle durch Schwimmen an die Küste zu retten. Als aber die großen Bündel und Päcke sie daran hinderten, mußten sie sämmtlich dieselben ins Meer werfen. Da standen sie nun nackt und arm am Ufer und mußten betteln. Bias hingegen, dessen Weisheit und Geschicklichkeit in ganz Griechenland bekannt war, wurde von einem vornehmen Mann in dessen Haus geladen und in großen Ehren gehalten. „Seht ihr nun ein,“ sprach er zu seinen bettelnden Unglücksgefährten, als er ihnen auf der Gasse ein Almosen reichte, „daß ich recht gehabt habe, wenn ich sagte, ich trage das Meinige stets bei mir?“

„Schön!“ rief der Vater. „Und nun merkt euch noch, fügte er hinzu, „daß der weise Bias etwa 600 Jahre

vor der Geburt unsers Heilandes gelebt, und euern Liebling, den Fabeldichter Äsop zum Zeitgenossen gehabt habe.“ „Da hat's schon verzweifelt früh sehr kluge Leute gegeben!“ meinte Fritz. „Ja wohl!“ entgegnete der Vater, „deßhalb glauben auch nur die Unwissenden oder die Narren, daß sie allein, oder daß man zu ihrer Zeit allein klug sey. Gottes Geist wirket aber von Ewigkeit zu Ewigkeit in den Menschenseelen.“

Unter diesen und andern ähnlichen Gesprächen hatten die Reisenden unvermerkt ihr heutiges Ziel, die schöne betriebsame und wohlhabende Handelsstadt Kösmark erreicht. Mit lustigem Geklingel von Glocken und Schellen zogen lange Reihen von Frachtwagen daher, welche den beliebten Ungarwein den Schlesiern und Polen zuführen wollten. Die rauhen Gebirge fingen an sich zu verflachen und liefen immer mehr in offene, fruchtbare, anmuthige Ebenen aus, geschmückt und bewässert von den Flüssen Waag und Popper. „Es ist mir doch ganz leicht ums Herz,“ rief Emma, als der Wagen durch das Thor in die lebendigen und heiteren Straßen der freundlichen Stadt hinrollte, „es ist mir nunmehr so wohl zu Muthe, da ich statt der Felsen und Berge wieder Häuser sehe und Menschen an den Fenstern.“ „Ich stimme dir bei, mein Kind!“ antwortete der Vater, „und wir machen jetzt die Erfahrung, daß man das Gute um so mehr schätzt, je länger man desselben hat entbehren müssen. Darum ist es auch gar nicht übel, daß wir manchmal an einer angenehmen Sache eine Weile Mangel leiden. Nach der Entbehrung wird der Genuß desto süßer.“ — Aber überdem gibt es in dieser Stadt auch noch etwas sehr Merkwür-

diges zu sehen, welches ich euch zeigen werde, ehe die Sonne untergeht.,' — In diesem Augenblick rollte der Wagen in den Hof eines hohen geräumigen Gasthauses. Das Gepäck wurde in Sicherheit gebracht, in der Geschwindigkeit ein wenig gespeist und dann führte der Graf seine ungeduldige Reisegesellschaft nach einem Haufen von Trümmern, welche einem gewaltigen und herrlichen Schlosse mußten angehört haben. „Erinnert ihr euch noch des Grafen Emmerich Tököly?" fragte der Vater. „Das ist am Ende gar sein Schloß gewesen?" rief Fritz. „Ja!" entgegnete der Vater, „und so ist mit dem Herrn auch das Haus in den Staub gesunken, zum ewig warnenden Denkmal, daß nichts Großes und Mächtiges besteht, wenn es nicht zugleich etwas Gutes ist. Sehet her! dieses ist das Schicksal aller Raubburgen, Raubstädte, Raubvölker und Räuber gewesen." — Welch ein schauerlicher Anblick! — Fünf Burgthürme ragten aus einem weiren Umkreise von verfallenen Mauern, Wällen und Zwingern still und verstört hervor, als wollten sie mit Betrübniß verkündigen: „So vergeht aller Glanz, der kein ächter ist." — Ein Paar Gebäude, die man wegen der darunter liegenden, vortrefflichen Keller in baulichem Stande erhalten hatte, waren von aller Herrlichkeit dieser prächtigsten und stärksten Burg im ganzen Ungarlande, noch ganz allein übrig geblieben. Da, wo der glänzende, weite, hohe Rittersaal ehedem Hunderte von schmausenden Gästen in sich gefaßt hatte, sah man jetzt einen wüsten Steinhaufen. Ein anderer Saal, in welchem große und köstliche Gemälde die Heldenthaten der Grafen Tököly auf die Nachwelt hatten bringen sollen, stand zwar noch stückweis da; aber der

Regen war durch die gespaltenen Mauern und offenen Fenster hineingeschlagen und hatte die Gemälde an den Wänden ausgelöscht. „Da seht," rief Nornheim seinen Kindern zu, „daß man seinen Ruhm bei den Nachkommen nicht den Steinen anempfehlen soll, sondern den Herzen der Menschen, welchen man Gutes erzeigt hat!" —

Die Sonne war unterdessen zur Ruhe gegangen. Es wurde den Kindern immer unheimlicher zwischen den düstern Trümmern zu Muthe. Eine Menge Fledermäuse flatterten ihnen um die Häupter und ein zahlreiches Chor Eulen machte eine widerwärtige Musik dazu. „Ei was!" rief Fritz, der mit seinem Stabe schon manchen vergeblichen Angriff auf die unverschämten Fledermäuse gemacht hatte, „das Hofgesinde und die Burgpfeifen des Tököly gefallen mir nicht; laßt uns nach Hause gehen!" — Das geschah denn auch. Man ruhte aus und des folgenden Tages ging es weiter nach Leutschau, am Berge Karpach. Hier wurde abermals Halt gemacht. Auch diese schöne Stadt fand man größtentheils von fleißigen Deutschen bewohnt. Scherzend sagte der Vater zu den Kindern: „Wenn die kunstfertigen Leutschauer nicht wären, so führen wir heute auf einem Karren, statt in einer Kutsche!" — Dann erzählte er, daß man der Stadt Leutschau die Erfindung der Kutsche zuschreibe. — Im Gasthofe wurden die Reisenden mit köstlichem Honigmeth, der dem besten Ungarweine gleich kommt, bewirthet. Als der Graf die Güte desselben lobte, sagte der Wirth: „Ich darf dieses Lob wohl annehmen, unser Meth findet aller Orten großen Beifall; diese eine Stadt führt allein schon jährlich für 15,000 Gulden in fremde Länder aus. Aber auch unser Lein-

wandhandel bringt uns manches Stück Geld ein. Nicht allein gewoben und gebleicht wird die Leinwand bei uns, sondern auch gefärbt und gedruckt. Man rechnet, daß die Stadt jährlich an 500,000 Gulden durch diesen Nahrungszweig gewinnt."

Am folgenden Tage nahm die Reisegesellschaft von den fleißigen wohlhabenden Leutschauern Abschied und fuhr mit frisch vorgelegten Pferden 19 Meilen weit über Eperies nach Kaschau. Man traf auch in diesen Städten noch immer viele Einwohner deutscher Abkunft an. Die bettelhaften, kriechenden, übelaussehenden Wenden oder Slawacken stachen äußerst widrig gegen die reinlichen, ehrlichen, wohlgebildeten Deutschen ab. — In Kaschau wurde Nachtquartier gemacht. Man war noch früh genug angekommen, um den anmuthigen Abend zu einem Spaziergange über die luftigen Basteien und dann zurück durch die mit Recht so genannte „schöne Gasse," welche schnurgerade die ganze Stadt durchschneidet, zu benützen. Auch in diesem Orte lebte und webte der Handel. Getös, Klingeln und Klatschen auf allen Gassen. Nach allen vier Weltgegenden zogen die schwerbeladenen Wagen und Karren aus, nach Schlesien und Polen, nach Oesterreich, nach Siebenbürgen und der Türkei.

Auch die Fahrt unserer Reisenden ging rastlos vorwärts, und um desto munterer, da sie dem angenehmen, ersehnten Ziel nun schon ganz nah gekommen waren. Alt und Jung war frisch, gesund und fröhlich. Von den Beschwerden einer so langen Reise fühlten sie nur wenig. Die Kinder waren von Jugend auf an freie Luft, an Hitze und Kälte gewöhnt worden. Die ver-

ständigen Aeltern hatten nicht gewollt, daß ihre Kinder gegen den Verlust der frischen, rothen Gesundheitsblüthe das Kreideweiß einer kränklichen und reizbaren Haut hätten eintauschen sollen. „Besser eine schöne Gesundheit, als eine schöne Farbe," pflegte die Gräfin oftmals zu sagen, wenn die Aufseherin der jungen Gräfinnen dieselben verklagen wollte, daß sie im Garten ohne Schleier und Handschuhe herumsprängen, ihre Leinwand selbst bleichten und ihre Blumen selbst pflanzten und begossen. Daß von den verwünschten Schnürleibern, wodurch die Eingeweide gedrückt, die Verdauung gestört und zu unheilbaren Krankheiten mörderisch der Grund gelegt wird, in einem Hause, wo die Vernunft herrschte und der Thorheit die Thüre verschlossen war, gar nicht die Rede sein durfte, brauch nicht erst erzählt zu werden.

Fritz, seines Theils, hatte seine Herzenslust an den schönen, schlanken, braunen Ungarn, mit stattlichen, glänzend schwarzen Knebelbärten, wie sie im hellblauen Dollmann, besetzt mit blitzenden Schnüren und Troddeln, angethan mit langen knappanliegenden Beinkleidern, geschmückt an den Nähten mit Stickerei, Treffen und Borten und in zierlichen Stiefelchen, auf den leichten, schäumenden, feurigen Rossen wie im Sturmwind neben der Kutsche vorübersausten. — Die Töchter dagegen bewunderten die allerliebsten Pelze, geziert mit Spangen und Troddeln, worin die jungen Ungarinnen erschienen. Daß aber auch diese auf flüchtigen Pferden nicht selten wild vorüberjagten, wollte ihnen nicht recht gefallen, und Mutter und Vater waren darin vollkommen ihrer Meinung.

Fünftes Kapitel.

Die Freuden der Jugend und des Landlebens.

Die lange Reise war dem Ende nahe gekommen. Zwischen anmuthigen Hügeln, geschmückt mit der edlen Rebe von Tokay, lief der Weg hin und führte in die Stadt ein. Doch wollten die engen Gassen und düstern Häusern derselben sich ganz und gar nicht zu der schönen Natur rings umher schicken. Reges Leben herrschte indessen auch hier: denn es traffen in Tokay die Handelsstraßen von Oesterreich, von Siebenbürgen und Polen zusammen. Der Vater ließ eine Flasche des edelsten Tokayerweines auf den Tisch setzen. Der mundete und brachte bei Allen rosenrothe Wangen und glänzende Augen hervor! — Dann besprach sich der Graf, wie er es nie zu versäumen pflegte, mit dem Wirth über die Merkwürdigkeiten des Ortes und der Gegend. Besonders aber befragte er denselben über den berühmten Weinbau dieser Gegend. Und der Wirth antwortete: „die Hügelreihe, auf welcher der weltbekannte Tokayer gewonnen wird, heißt die Hegyalla. Die edelste Art des Weins liefert nur ein kleiner Bezirk und wird an den gnädigsten Kaiser nach Wien geschickt. An geringern Arten aber, die jedoch noch immer alle andern Ungarnweine übertreffen, werden 160,000 Eimer jährlich

gewonnen und in alle Welt versandt.“ Nach kurzer Ruhe ging es rasch zum Thore von Tokay hinaus. Die letzte Tagreise wurde angetreten. Schon dämmerten die blauen Berge auf, an deren Fuß der Ort lag, wo die Herzen sehnsuchtsvoll harrender Freunde ihnen entgegen wallten. Graf Nornheim hatte den Tag seiner Ankunft mit möglichster Bestimmtheit vorausgemeldet; und glücklicher Weise hatte der kleine Unfall im karpathischen Gebirge keine Störung verursacht. — Jetzt eben bogen sie um einen Rebenhügel, der, als wollte er mit ihnen scherzen, keck in den Weg hineintrat. In diesem Augenblick flog ein ungarischer Reiter heran, wechselte mit dem Kutscher wenige Worte, und war, wie er unversehens erschienen, so auch wieder verschwunden. Nun währte es nicht lange, sieh! da ritt aus einem nahen Hain, durch welchen der Weg führte, eine glänzende Schaar hervor, mit Trompetern an der Spitze. Ein Herr und eine Dame führten den Zug an. Zwei Pärchen, je ein Knabe und ein Mägdlein, folgten. Viele Reiter im schönsten Putz machten den Beschluß. Das war der brave Retzy mit den Seinigen. Sein sehnsüchtiges Herz hatte den Augenblick nicht erwarten können, die geliebten Freunde zu bewillkommen. Graf Nornheim von gleicher Begeisterung der Freundschaft ergriffen, sprang mit einem lauten: „sieh da! sieh da!“ aus dem Wagen. Alle die Seinigen folgten ihm nach, worauf die ungarischen Freunde von den Rossen stiegen. Welch ein Jubel! Welch eine Wonne! Welch ein herzinniges Begrüßen! Dann wandelten Alle unter unabläßigen Freudenbezeigungen, unter anmuthigen Gesprächen, Hand in Hand durch den heiteren Hain, hinter welchem

das hügelumgränzte Thal, in dessen Verborgenheit Retzy's Gut lag, sich eröffnete. — Von den Hügeln lachten ihnen die purpurfarbenen Trauben aus grüner Blätterhülle lieblich und lockend entgegen und hier in dieser schönen Stunde wetteiferten Natur und Menschen miteinander, wer den andern an Freundlichkeit übertreffen könnte! —

Nun fing eine unvergleichliche Freudenzeit für Fritz und seiner Schwestern an. Zwischen ihnen und Retzy's Kindern war gar bald eine vertraute Freundschaft geschlossen. Dann wurde auch die liebe Jugend rings in der Nachbarschaft besucht. Die fröhlichen Knaben ritten; die sittsamen Mädchen fuhren. Nein! diese Lust ist nicht zu beschreiben. Und allenthalben waren die munteren, treuherzigen, blonden Deutschen gern gesehen. — An Tagen, wo man keine Ausflüge machte, wurden die grünen, purpurfarbigen Rebenhügel durchstrichen. Die kleinen Jägerinnen stellten dann den reifsten und süssesten Trauben nach, vergassen aber auch ihre jungen Begleiter nicht: diese waren die Gäste; sie die Wirthinnen. In heiteren Lauben wurden fröhliche Mahlzeiten gehalten, und dann ergötzte man sich mit lustigen Spielen, wo die Einen von den Andern neue lernten, fiel etwa ein Regentag ein, so ward im Zimmer ein vertraulicher Kreis geschlossen und auch hier eilten unter Erzählungen und Spielen, die Stunden wie im Fluge davon. Die schlesischen Gäste gaben Märchen vom Rübenzahl, dem abentheuerlichen Geisterkönig des Riesengebirges, zum Besten; und die ungarischen Wirthe konnten sich gar nicht satt daran hören. Da erzählte denn der lustige Fritz unter andern Geschichten folgende: „Es war ein-

mal eine eitle Närrin, die verwandte all ihr Geld auf Flitterstaat, und ihr höchstes Glück war, wenn sie einen neuen Putz anlegen konnte, den noch kein anderes Frauenzimmer aufzuweisen hatte. Da dachte Rübezahl, der immer allenthalben umherzuziehen pflegte, um auf seine Schlesierinnen Acht zu geben: „Wart! dich will ich einmal zu Paaren treiben, und doch sehen, ob ich dich nicht curiren kann.“ Gesagt, gethan. Er verwandelte sich flugs in einen Kaufmann, und gab vor, daß er mit dem schönsten Damenputz handelte und so eben von Paris komme. Da aber nächstens ein großer Ball sein sollte, ging er zu der alten Närrin. Die war ganz außer sich, als sie einen Flitterstaat sah, der ihr noch nie vor Augen gekommen war. Solcher Glanz, solche Farben, solche Blumen, Spitzen und Bänder hatte sie noch nie erblickt. Sie konnte sich nicht enthalten, auszurufen: „Nun sollen alle Damen fünf Meilen in der Runde vor Neid und Aerger das Gallenfieber bekommen,“ Darnach ließ sie zur Stunde eine Putzmacherin holen und schloß dieselbe bei sich ein, daß ja Niemand vorher etwas von den neuen Herrlichkeiten erfahren möchte. Geschwind war Alles fertig; als sich die Dame in ihrem unvergleichlichen Putze vor den Spiegel stellte, fiel sie vor Entzücken in Ohnmacht und man konnte sie nur mit Mühe wieder zu sich selbst bringen. Darnach fuhr sie auf den Ball, der schon seinen Anfang genommen hatte. Sie trat mit einem triumphirenden Lächeln in den glänzenden Saal und hoffte, daß alle übrigen Damen vor Neid nun sogleich des Todes sein sollten. Statt dessen aber schallte ihr ein unermeßliches Gelächter entgegen und sie sah, daß

Alle mit Fingern auf sie wiesen. Wer beschreibt ihr namenloses Erschrecken, als sie sich anblickte und wahrnahm, daß das glänzende Kleid sich in einen geflickten Sack, der Kopfputz in eine alle Pudelmütze mit Hahnenfedern und die Perlen in Saubohnen verwandelt hatten. Sie nahm voll Schaam und Schauder die Flucht, ließ sich ein ganzes Jahr lang nicht wieder öffentlich sehen, beweinte uud bereute ihr Thorheit, wofür, wie sie wohl merkte, der Geist des Riesengebirges sie abgestraft habe und wurde von dieser Zeit an eine vernünftige Hausfrau, die Jedermann liebte und ehrte."

„Ach!" riefen die jungen Ungarn, „das Fräulein war tüchtig angeführt! Schade, daß nicht auch wir einen solchen Rübezahl hier zu Lande haben. An Närrinnen, die er in die Kur nehmen könnte, fehlt's auch hier nicht." — „O!" sagten Bertha und Emma etwas ärgerlich, „er curirt aber auch manche Herren, die dessen benöthigt sind." — „Erzählt! erzählt!" riefen Marie und Anna, die Ungarinnen. Und Bertha hob an: „Es war einmal ein Junker, der hatte weiter nichts gelernt, als daß er auf die Jagd lief und den armen Leuten, welche sich in seinen Wäldern trockenes Holz suchten, dasselbe wegnahm. Als er aber eines Tages einmal wieder einem armen Manne den Korb vom Rücken werfen und denselben zertreten wollte, wischte Rübezahl hinter einem Busch hervor, blies in den Korb und plötzlich verwandelte sich alles Laub und Reisig in Wespen, welche sämmtlich auf den gestrengen Junker losgingen. Der schrie und schlug um sich und strampelte; aber es half ihm nichts. Da nahm er mit Geschrei und Heulen die Flucht und ward seine Verfolger nicht eher los,

als bis er sich in eine stinkende Pfütze stürzte und die Jauche über ihm zusammenschlug. Sehr wohlriechend kam er darauf nach Haus, besserte sich aber nicht, sondern verschwendete in Kurzem alles das Seinige. Der arme Mann hatte indessen seinen Korb wieder auf den Rücken genommen und nach Hause getragen. Als er aber das Reisig ausschütten wollte, siehe! da hatte sich Alles in reines, funkelndes Gold verwandelt; und als dem Junker Schulden halber das Gut verkauft wurde, kaufte der vormals arme Mann dasselbe, und wenn er nicht gestorben ist, so lebt er noch."

Nun lachten die Mädchen, schabten Rübchen auf den Fingern und riefen: „Nicht wahr, Herr Rübezahl versteht auch den Männern zu Leibe zu gehen!"

Dann kam einmal die Reihe wieder an die Wirthe und diese gaben Geschichten ihres Landes zum Besten. Da wurde erzählt aus der alten Zeit vom Hunnenkönig Attila und aus der neuen, wie es jetzt in Ungarn aussähe. Denn Graf Retzy pflegte alljährlich mit Franz Joseph, seinen beiden Söhnen, einzelne Strecken des Vaterlandes zu durchreisen, damit sie dasselbe durch eigene Anschauung kennen lernen möchten. Er war der Meinung, daß sie auf solche Weise leichter, vollständiger, und angenehmer sich unterrichten würden, als durch alle Bücher, Landkarten und Kupferstiche, die jedoch nachher zur Wiederholung auch ihren Nutzen haben könnten, so wie er dieselben auch vorher zur Vorbereitung auf die Reise anzuwenden pflegte. Von einer solchen Reise, welche der einsichtsvolle, gute Graf Retzy im vergangenen Jahre mit seinen Söhnen wieder einmal angestellt hatte, fing eines Nachmittags, Joseph, der

älteste, etwa dreizehn Jahre alte Sohn, folgendermassen zu erzählen an: „Das war euch eine unbeschreiblich schöne Reise! — Da haben wir die beiden Städte Pesth und Ofen mit einem Blicke gesehen; denn nur die prächtige Donau macht zwischen beiden die Grenze und über die lange, sehr lange Brücke wandelt man mir nichts, dir nichts aus der einen Stadt in die andere. Aber in Ofen gefällt es mir doch am besten. Denkt es euch nur einmal recht lebhaft! auf lauter Bergen liegt diese Stadt. Es ist fast, als ob die Häuser auf die breiten Stiegen einer ungeheuern Treppe gebaut wären. Und aus der Mitte dieser Berge, bedeckt mit Häusern, hebt sich dann noch ein neuer Berg, höher als die andern alle, steil in die Luft und trägt noch eine neue Stadt, nämlich die Festung, auf seinem Rücken. Wenn man von dieser luftigen Höhe auf das unten liegende Pesth hinab sieht, das sich drüben, jenseits des Flusses, in der Ebene hinbreitet, o! ich kann es nicht beschreiben, wie entzückend dieser Anblick ist."

„Lieber Joseph!" fiel jetzt Franz dem Bruder in die Rede, „du scheinst aber über der Stadt die umliegende Gegend zu vergessen. Davon, ihr Freunde, will nun ich einmal euch eine Schilderung machen. Rings um Ofen windet sich ein Kranz von den schönsten Hügeln. Am Fuße sind dieselben mit Weinstöcken bepflanzt. Nach dem Gipfel zu duften und grünen frische Bergwiesen. Hier wachsen die schönsten Blumen, welche man mit Mühe im Garten zieht, von selbst. Hier oben, zwischen den Blumen, lagert man sich dann in das weiche, grüne Gras und schmauset die saftigen, süßen Trauben. Aber auch für die Augen gibt es eine schöne

Weide: denn blickt man von den Hügeln hinterwärts, so sieht man rings umher hohe Berge in die Luft steigen und hört die Eichenwälder rauschen, welche diese Berge bedecken. Doch gibt es auch manches Gebüsch dort, wo man abermals wie ein Fürst schmausen kann; denn stellenweis ist der Boden roth von großen herrlichrn Erdbeeren, als wäre ein Scharlachmantel darüber hingebreitet. Zwischen diesen Bergen und Hügeln aber ziehen in den Gründen fette und schattige Wiesen hin, wo sich's herrlich lustwandeln läßt. Viele dieser Berge haben ein so fruchtbares Erdreich, daß man Saatfelder von Spelt und Gerste darüber gebreitet sieht, wie einen goldenen, grünen Teppich. Die Felder umher prangen mit türkischem Waizen, zwischen welchen Bohnen, Kürbisse und Gurken gepflanzt sind."

„Und welch ein schöner Fluß ist die Donau!" rief Joseph dazwischen. Da schweben die Frachtschiffe mit weißen Segeln und bunten Wimpeln auf und ab und die Schiffsleute jauchzen. Hin und wieder erblickt man auch mitten im Strome grüne Inseln, wo aus dem Gebüsch die rothen Dächer der Häuser hervorblinken. Eine dieser Inseln ist so groß, daß sieben Dörfer darauf liegen. Aber die sonderbarsten Dörfer sind die, welche an dem Ufer selbst angelegt sind."

„An dem Ufer selbst?" riefen die jungen, schlesischen Gäste. „Wie in aller Welt haben sie das angefangen?"

„Das will ich euch erklären," antwortete Joseph; das Donauufer besteht hin und wieder aus einem weichen und doch dabei nicht bröcklichen Gestein. In dieses Gestein haben die Leute ihre Wohnungen eingehauen.

Die Vorderwand hält mit den Felsen gleiche Linie; die Zimmer selbst aber stecken drinnen im Felsen."

Und welche wunderschöne Vögel es am Ufer der Donau und in den vielen Seen rings umher gibt!" fuhr Franz fort. „Da habe ich eine Art von Meerschwalben gesehen, so groß, wie eine Drossel und von einer Pracht, daß mir etwas Aehnliches noch nicht vorgekommen ist. Denkt euch einen Vogel, himmelblau, dunkelblau und mit rothbraun schattirt, mit gelber Kehle und zwei langen Schwanzfedern!"

„Vergeßt nur die angenehmen Gerichte nicht, die ihr dort geschmaust habt!" fiel Marie ihren Brüdern in die Rede. „Die Feigenbäume, die Mandeln, die süßen Kastanien stehen hier im freien Lande. Die schönsten Pflaumen, die Pfirsiche, die Aprikosen sind überall in Menge anzutreffen. Die köstlichsten Melonen sind so häufig, wie anderswo die Kürbisse. Prächtige Wassermelonen, herrlich süß und erfrischend, grün und rosinfarben, oft 50 Pfund schwer, prangen auf den Tafeln. Das Rindfleisch ißt man mit einer Brühe von durchgeschlagenen Paradiesäpfeln. — Das Wasser läuft Einem im Munde zusammen, wenn man nur daran denkt!"

„Ei der Tausend!" riefen Bertha und Emma. „Dahin möchten auch wir wohl einmal eine Reise machen. Wir wollen Vater und Mutter bitten, daß sie mit euern lieben Eltern auf das nächste Jahr eine Reise nach der Donau verabreden."

Dieser Plan wurde von dem ganzen lustigen Kreise mit lautem Beifall begrüßt und wer den Kindern zugehört hätte, wie sie schon vorläufig Alles anordneten, der

5 *

würde geglaubt haben, spätestens am folgenden Morgen ginge es schon auf die Reise.

„Das ist nun zwar Alles recht schön," sagte endlich Franz; „aber ich habe doch Furcht, daß Eins und das Andere euch Mädchen auf dieser Reise nicht sonderlich gefallen werde." „Und das wäre?" fragten diese ganz betroffen. „Ich will euch nichts verschweigen," antwortete Franz, damit ihr nicht hinterher mir Vorwürfe macht. Hört also zu und merkt wohl auf! — Je weiter man in Ungarn gegen Mittag reiset, desto heftiger wird die Hitze. Man muß braten von Morgens sechs bis Abends sieben Uhr; dann wird es kühl, und wer sich nicht in Acht nimmt, verkältet sich und wird krank. Dazu hat man seine Noth mit unsäglichen Schwärmen von Mücken, die oft, wie Wolken sich niederlassen, besonders in den sumpfigen Gegenden und deren gibt es sehr viele, vorzüglich an der Donau hin, welche bei großem Wasser austritt und das Land überschwemmt. Obwohl nun an Wasser Ueberfluß da zu sein scheint, so fehlt dessenungeachtet an gar vielen Orten das gute Trinkwasser. Kleine Flüsse und klare Bäche sind Seltenheiten. Man muß sehr oft mit süßlichem und faulem Wasser vorlieb nehmen. Das aber verderbt den Magen und deßhalb muß man nun zu den Speisen den süßen, türkischen Pfeffer essen, um den Schaden wieder gut zu machen, welchen das faule Wasser anrichtet."

„Pfui! den türkischen Pfeffer kann ich nicht auf der Zunge leiden!" rief Emma und machte ein so wunderliches Gesicht dazu, als hätte sie diesen Pfeffer bereits im Munde. „I nun!" meinten Marie, Bertha und Theresia; „wir essen sogleich ein Stück von der süßen,

saftigen Wassermelone nach, dann ist der böse Geschmack auch bald wieder fort."

Jetzt nahm Joseph das Wort und sagte: „Nun muß ich euch aber auch noch ein anderes Stückchen erzählen, und zwar von den Pustas."

„Was ist denn das wieder für ein sonderbares Ding?" fragten die Mädchen lachend.

„Das Lachen wird euch bald vergehen," antwortete Joseph. „Stellt euch einmal eine Wüste vor, mehrere Meilen lang und breit, wo weder Baum noch Strauch zu sehen ist, so wißt ihr, was eine ungarische Pusta ist. Da gibt es keine Wirthshäuser, wo man lustig einkehren und sich an Rindfleisch und Paradiesbrühe, an Wassermelonen und Pfirsichen gütlich thun und von süßen Trauben naschen kann. Blos in der Mitte einer solchen Einöde stehen einige elende Wohnungen für die Hirten, welche, wie Nomaden, mit ihren Pferden, Schafen und ihrem Rindvieh den Weideplätzen nachziehen."

„Nun," sagte Emma, „so kehrt man einmal bei diesen Leutchen ein, wie die drei Männer bei Abraham und nimmt mit dem vorlieb, was der Keller gibt. Es ist ja nicht nothwendig, daß man alle Tage nur Leckerbissen speise. Ein Genügsamer wird für den Hunger und Durst allenthalben Rath finden."

„Ich bin doch neugierig," antwortete Joseph, „wie unsere Frauenzimmer sich geberden werden, wenn ihnen die Pusta-Hirten eine Schüssel kleingekörnten Teig mit Zwiebeln und ranzigem Speck auftragen, welches bei einem Feuer von Dünger zubereitet ist und mit den

Fingern gespeist wird. Geht es recht hoch her, so wird auch wohl ein Gericht Pferdefleisch aufgetragen."

„Ei, wir bitten uns Milch aus!" sagten die jungen Frauentimmer. „Milch gibt es hier nicht," antwortete Joseph; „denn in den Pusta's werden die Kühe nicht gemolken. Ueberhaupt verstehen in Ungarn nur die deutschen Eingewanderten das Melken. Und dann ist es noch dazu gefährlich, sich den Pustahirten zu nähern. Es sind ungeschlachte, wilde, räuberische Leute. Morden fällt ihnen nicht schwer. Fast schlimmer noch, als sie selbst, sind aber ihre Hunde. Diese sind groß wie Wölfe, zottig und weißgrau, fallen Pferde und Menschen grimmig an und schon mancher Reisende ist von diesen Bestien zerrissen worden. Die Hirten müssen aber so wilde, starke Hunde halten, um ihre Heerden vor den Wölfen und Bären zu schützen."

Die jungen Frauenzimmer waren bei dieser Erzählung ganz betrübt und still geworden und man hörte manchen tiefen Seufzer.

Endlich hob Bertha an: „So wollen wir denn die Reise nach der Donau lieber ganz aufgeben. Mit den Pustas mag ich nichts zu schaffen haben. Wenn ihr keine Wege wißt, die um die Pustas herumgehen, so bleiben wir lieber zu Hause."

„Ei was!" rief Fritz, „ihr seid deutsche Mädchen und doch so furchtsam? Schämt euch! — Und sind denn nicht wir tapfere Helden bei euch, bewaffnet mit Säbeln und Pistolen? — Da wollen wir erst einmal sehen, wer uns etwas anhaben soll, sei es ein Hund, ein Bär, ein Wolf, oder ein Hirt, von solch einer verwünschten Pusta. Nein! die Reise darf nicht unterblei-

ben. Es ist der Genuß viel zu herrlich, wenn man etwas gewagt, seine Kraft daran gesetzt und sein Unternehmen ausgeführt hat."

Die Mädchen aber wollten dessenungeachtet der Sache keinen Beifall geben und meinten, es sei und bleibe eine mißliche und gefährliche Geschichte und man müsse vor allen Dingen erst einmal hören, was wohl die Eltern dazu sagen würden.

So unterhielten sich die Kinder, wenn sie an trüben Tagen bei einander im Zimmer saßen und unvermerkt flossen Stunden und Tage dahin.

Die Reise durch Ungarn für das nächste Jahr wurde darauf eines Tages auch von den Eltern zur Sprache gebracht.

„Kinder!" sagte Graf Nornheim, „jetzt sind wir einmal hier! Ob ich das nächste Jahr eine so weite Reise erlauben werde, ist ungewiß; denn in den irdischen Dingen der Welt herrscht Unsicherheit und Veränderlichkeit. Wenn also unsre lieben, heißigen Freunde einstimmen, so ist mein Rath der, daß wir gleich jetzt einen Ausflug wenigstens nach Pesth und Ofen machen; dann haben wir doch im voraus die merkwürdigste Stadt und den merkwürdigsten Fluß des Reiches gesehen."

„Vortrefflich! rief Retzy, das soll ein Wort sein! Ueberdem wird es gerade jetzt in Ofen etwas Absonderliches zu sehen geben, nämlich ein Thiergefecht. Die Zeitung von gestern hat es angekündigt. Ofen ist nur etwa 20 Meilen von hier entfernt. Wir brauchen keine vollen zwei Tage zur Heimreise, wenn wir frische Pferde vorausschicken. Und der Mühe ist es auf jeden Fall

werth, das schöne Ofen und die prächtige Donau mit eigenen Augen zu sehen."

Es wurden also auf der Stelle die nöthigen Vorbereitungen zur Reise getroffen. Gespanne gingen noch am selbigen Tage voraus. Als die Sonne am folgenden Morgen hinter den grünen Rebenhügeln emporschwebte, war die muntere Jugend ohne weitere Anmahnung bereits flink aus den Betten hervorgekommen.

„Die erste Station wollen wir heute einmal ächt ungarisch zurücklegen!" sagte Retzy mit scherzhaftem Lächeln. Ihr guten Freunde müßt doch allen Glanz, welchen wir hier zu Lande zeigen können, gesehen haben. Dießmal nun sollt ihr die ungarischen Nationalkutscher mit verwunderungsvollen Augen erblicken."

Die Reisegesellschaft trat in den Hof. Zwei Wagen wareu vorgefahren, vier Pferde vor einem jeden angeschirrt. Die Kutscher saſſen auf dem Bocke, und diese Kutscher waren es, welche die allgemeine Aufmerksamkeit gleich anfangs auf sich zogen. Statt der Strümpfe hatten sie um die Füſſe, bis über die Knöchel, Lumpen gewickelt. Unter dem Fuß war durch viele Riemen eine Sohle angeschnürt. Ellenweite Leinwandhosen fielen bis auf die Knöchel herab. Der Leib war mit einer Pelzjacke ohne Kremel bedeckt. Das Hemd darunter ging nur bis auf den Gürtel und ließ die gelbe Haut an manchem Flecke ganz deutlich durchschimmern. Ueber diesen ganzen Anzug her ging von den Schultern herab eine Wildschur von Schaffellen ohne Aermel und so eng, daß sie nur den Rücken bedeckte; darüber flatterte dann noch eine Art Ueberrock von Flanell mit halben Aermeln, um, im Fall eines Regens, die übrigen Herr-

lichkeiten zu beschützen. Ueber den Kopf und die mit Schmalz und Talg wohl eingeschmierten Haare hatte der Eine einen runden, fahlen, ungeheuren Hut, der Andere aber eine hohe Zigeunermütze von Filz gestülpt.

Uebrigens fuhren diese abentheuerlichen Kutscher untadelhaft. Sie wußten stets die bequemsten Wege zu treffen, lenkten ihre Gespanne meisterlich und legten ihre Station schnell und ohne den mindesten Unfall zurück.

Die Reisenden eilten sodann mit den vorausgeschickten, frischen Pferden weiter; die Wege waren vortrefflich, das Wetter schön, und der zweite Abend dunkelte noch nicht, als man schon in die Thore von Pesth, Ofen gegenüber, einfuhr.

Nachdem durch Speise und Trank sich Alle erquickt hatten, wurde noch im Mondschein ein Spaziergang über die lange Donaubrücke, die Pesth mit Ofen verbindet, angestellt. Der Anblick war entzückend. Ein breiter Glanzstreif funkelte über den düstern, dumpfrauschenden, majestätischen Strom hin, und tausend und aber tausend Lichter hüpften auf den sich kräuselnden Wellen. Drüben thürmte Ofen sich an den Bergen empor und aus düstern Schatten traten hin und wieder, vom Monde beleuchtet, weiße Giebel, Thürme und Mauern schimmernd hervor.

Nach dieser Abendwanderung begab sich die Gesellschaft heiter zur Ruhe; aber die Erwartung der kommenden Dinge — denn das Thiergefecht sollte schon am folgenden Tage gehalten werden — ließ die reisende Jugend nicht lange schlafen. Fritz und Franz waren schon um zwei Uhr aus den Betten und meinten, man hätte die Zeit verschlafen. Endlich stieg die Sonne hin-

ter dem Kranze von Hügeln und Bergen, welcher diese Städte umschlingt, prächtig strahlend hervor. Die Fenster der bergansteigenden Häuser von Ofen flammten, wie feurige Spiegel. Nun wurde Alles wach und rege. Der schönste Putz wurde angelegt und endlich nahm dann auch das ganz absonderliche Schauspiel seinen Anfang. Der Platz des Thiergefechts war durch ein zirkelrundes Gebäude rings eingeschlossen. In diesem Gebäude nahmen die Zuschauer ihren Platz. Zuerst erschienen junge Bären auf dem Kampfboden; Hunde wurden gegen sie angehetzt; aber die Hunde wollten mit den Bären und die Bären wollten mit den Hunden keinen Krieg haben; statt sich zu beißen, schlossen sie Freundschaft und spielten miteinander; Einige blutgierige Zuschauer ärgerten sich über diese Friedfertigkeit und guten Sitten sogenannter Bestien; die Meisten aber, besonders unsere Reisenden, lachten recht herzlich. — Die gutmüthigen Bären wurden hierauf wieder abgeführt und es erschien ein Stier. Um ihn Grimme aufzureizen, waren in der Mitte des Kampfplatzes an einem Seil mehrere Strohmänner in scharlochrothen Kleidern aufgehängt worden. Der Stier ging sogleich schnaubend darauf los und versetzte ihnen Stöße mit den Hörnern. Je mehr er stieß, desto lustiger baumelten die rothen Strohmänner; oft schleuderte er sie hoch empor; aber immer tanzten sie ihm wieder vor den Augen und auf der Nase herum. Als er nun vor Aerger schäumte und tobte, wurden große Hunde gegen ihn losgelassen, die ihn, ehe er sich gegen sie zur Wehre setzen konnte, bei den Ohren packten und nicht wieder los ließen. Da gab es denn zur Lust aller rohen Ge-

müther unter den Zuschauern und zum Leidwesen aller Gefühlvollen ein jämmerliches Gebrüll und damit erreichte der zweite Auftritt dieses seltsamen Schauspiels sein Ende. Der dritte war noch kürzer und noch bei Weitem widriger, dazu höchst abgeschmackt. Ein Tiger wurde losgelassen gegen einen — Schafbock. Das Unthier schlug seine Zähne dem armen Schelmen in's Genick und schleppte den kläglich Blöckenden in seine Höhle. Nun folgte der vierte und letzte Auftritt. Ein Streitstier, mit Kugeln von Holz an den Hörnern, trat in die Schranken. Nachdem er sich an den rothgekleideten Strohmännern erboßt hatte, ging der „Hexenmeister" gegen ihn an. Dieser Held prangte mit ledernem Koller mit silberner Kuppel und einem Hut mit grünem Federstutz. Im rechten Stiefel trug er ein langes Messer. Er neckte den Stier zuerst mit einem Prügel und warf ihm Sand in die Augen. Der Stier nahm das übel, schnaubte, scharrte und ging endlich auf den Mann los. Eben wollte er ihm Eines mit den Hörnern versetzen, da faßte der streitbare Held mit der linken Hand das linke Horn des Stiers, schwang sich an die linke Seite desselben, ergriff dann auch das rechte Horn mit der rechten Hand und ließ sich so eine Strecke fortschleppen, bis er Gelegenheit fand, den Stier gegen eine Wand zu drängen. Sobald ihm dieß gelungen war, zog er rasch das Messer aus seinem Stiefel und stieß es dem Stier in's Genick. — Damit war das Schauspiel zu Ende und die Reisenden kehrten nach der Herberge zurück.

„Nun, wie hat euch das Stück gefallen?" fragte Graf Nornheim seine Kinder.

Bertha und Emma antwortete: „Wir begreifen nicht, wie man sich an solchen Beißereien und Mordgeschichten belustigen kann. Wir haben uns zehnmal meilenweit davon hinweggewünscht.“

Fritz sagte: „Mir hat dabei am wenigsten der Umstand gefallen, daß die armen Thiere, über die es herging, sich nicht wehren konnten. Es war ja auch gar nicht einmal ein Bißchen Tapferkeit dabei. Ein Schafbock gegen einen Tiger? Das ist ja unerhört! — Den stolzen Herren Hetzenmeister habe ich auch nicht bewundern können. Er hatte ein scharfes Messer nnd der arme Stier hatte stumpfe Hörner. Er war ein gemeiner Kämpfer, der den wehrlosen Ochsen leicht tödten konnte, da er alle Vortheile über ihn hatte.“

Die ungarischen Freunde stimmten den Meinungen der Kinder bei und sagten, daß diese Schauspiele noch aus dem alten, rohen Heidenthume herstammten, unter Christen aber, die in allen Stücken liebreich sein müssen, und nicht an fremden Qualen sich ergötzen dürfen, nicht geduldet werden sollten; auch würden diese widrigen Thiergefechte wohl allmählig abgeschafft werden.

Die angenehmsten Tage entfliehen am schnellsten. Abwechselnde Vergnügungen hatten die freudigen Gemüther der schlesischen Reisenden so süß und unabläßig beschäftigt, daß sie gar nicht dazu hatten kommen können, auf die Zeit Acht zu geben und Wochen und Tage zu zählen. Ein Monat war unvermerkt vorüber geschwunden; nun mußte die Rückreise angetreten werden. Die Kinder wünschten mit betrübten Gesichtern, daß die anmuthig verflossenen vier Wochen jetzt erst beginnen möchten und man die schöne Zeit noch einmal vor der Hand hätte;

aber die verflossene Zeit läßt sich nicht zurückrufen; wohl dem, der sie gut angewendet hat und mit Freudigkeit sich hinterher daran zurückerinnern kann.

Jetzt ging es also an das Einpacken. — Retzy und dessen freundliche Gattin hatten darauf gesonnen, wie sie ihre jungen Gäste bei diesem traurigen Geschäfte aufheitern wollten. Sie wünschten innigst, so guten Kindern Beweise ihrer herzlichen Liebe zu einer länger dauernden Erinnerung in die Heimath mitzugeben. Sie führten ihr schönes Vorhaben aus, ohne daß Jemand etwas davon gemerkt hatte.

Als Bertha und Emma ihr kleines Gepäck zusammengesucht hatten und nun jede das Päckchen in den großen Reisekoffer legen wollte, Himmel! mit welchem Erstaunen der Freude blieben sie beide, wie festgewurzelt vor dem Koffer stehen! denn etwas Außerordentliches glänzte in diesem Augenblicke ihnen herrlich entgegen! — Vor Bertha glänzte ein prachtvoller, ungarischer Pelzrock von rother Seide mit goldenen Troddeln und Schleifen; vor Emma ein gleicher Putz, himmelblau, mit blinkendem Silber gestickt und verbrämt. Ein Zettelchen mit den Namen „Bertha" und „Emma" that einer Jeden ihr Eigenthum kund.

Im ersten Feuer der freudigen Ueberraschung sanken sie einander ohne Sprache in die Arme; dann wurden mit funkelnden Augen, zitternden Fingern die prächtigen Geschenke vorsichtig emporgehoben, gegen das Licht gehalten, von allen Seiten beschaut und — o! wie hätten sie dieser Lust widerstehen können? — auch sogleich anprobirt. Dann mußte der große Spiegel im Zimmer ihnen den Gefallen erzeigen, ihre kleinen, prächtig

geschmückten, allerliebsten Figuren zurückschimmern zu lassen. —

Da standen sie nun Beide, glückselig über alle Beschreibung, und lächelten einander an und dann wieder sich selbst im Spiegel. Indem öffnete sich unversehens die Thüre. Die Eltern und die Freunde traten mit Händeklatschen in das Zimmer. Da flogen die Kinder ihnen entgegen und die Umarmungen und das Danken wollte gar kein Ende mehr nehmen.

Auch Fritz war nicht vergessen worden. — Als am folgenden Morgen die Scheidestunde geschlagen hatte, manches Auge trübe nnd naß war und Fritz nun eben auch in den Wagen steigen wollte, ritt ein junger Bursche den kleinen, jungen, lustigen Schecken; worauf unser Reitersmann so oft durch Feld und Wiesen getrabt war, an den Wagen und sagte: „Ich habe Befehl den Herrn Grafen Fritz als Reitknecht zu begleiten, und ihm seinen Schecken unterwegs zu besorgen." — In einem Satz war unser entzückter Fritz wieder vom Auftritt herab, erdrückte den guten Retzy beinahe mit seinen Umarmungen, klopfte dann wieder den lustigen Schecken und hätte am Ende die ganze Abreise gänzlich vergessen, wenn der Vater nicht daran erinnert hätte.

Die Freunde begleiteten auch dießmal unsere Reisenden eine Strecke Weges, trennten sich dann unter den tröstenden Hoffnungen eines baldigen Wiedersehens nicht ohne Thränen, und jeder trat nun, indem er ein süsses Andenken im Herzen mit sich nahm, den Heimweg an.

Sechstes Kapitel.

Die Zigeunerbande. — Menschliches Elend. — Die Heimreise. — Das Abentheuer im Walde.

Die Reisenden wählten nach dem Rathe ihrer Freunde für den Rückweg eine kürzere Strasse. Fritzens neuer Reitknecht, der in diesen Gegenden guten Bescheid wußte, sollte zugleich zum Wegeweiser dienen. Diese Strasse aber hatte die Unbequemlichkeit, daß sie hin und wieder durch wenig befahrene und wüste Waldstrecken führte.

Sie übernachteten am ersten Tage in einem schönen, reinlichen, von fleißigen Deutschen bewohnten Dorfe in einer heitern, anständigen Herberge. Desto mehr wunderten sie sich über eine aus schlechtem Holze nachlässig zusammengeschlagene, große Bude am Eingange des schönen Dorfes, von welcher ein Schwarm halbnackter, brauner Kinder im Koth umherkroch. Sie fragten den Wirth, wie jene elende Bude mit so kläglichen Bewohnern an den Eingang dieses schönen, von wohlhabenden Einwohnern bevölkerten Dorfes komme? — Der Wirth antwortete: „Das ist eine Wohnung der Zigeuner.“ — „Zigeuner sind hier wohnhaft?“ riefen die Kinder, o! die müssen wir sehen. Einzelne sind uns schon oft genug vor Augen gekommen: aber eine ganze Zigeunerwirthschaft möchten wir doch wohl einmal mit

ansehen." — Der Vater, welcher gerne mochte, daß die Kinder sich, wo es irgend geschehen konnte, mit eigenen Augen von allem Merkwürdigen unterrichteten, bat den Wirth, ihn und die Kinder zu den Zigeunern zu führen. Die Mutter aber, welche eine Abneigung gegen dieses herumschwärmende Volk hatte, wollte lieber daheim bleiben und das Abendessen besorgen helfen. — Der Wirth machte sich also mit seinen Gästen auf den Weg zu den Zigeunern. Man kam bei den Buden an. Ein Zugloch vertrat die Stelle der Fenster und des Schornsteins; auch an eine ordentliche Thüre war nicht zu denken. Man mußte durch eine niedrige Oeffnung hineinkriechen. Da erblickte man denn eine Gesellschaft von zwölf und noch mehreren Menschen, Weibern, Männern, Kindern, die am ganzen Leibe gelblichschwarz um ein Feuer gelagert waren. Alles lag durcheinander und die nackten Kinder krabbelten auf der Erde im schmutzigen Staube herum. Eine Wolke von Rauch, die den Eintretenden fast den Athem benahm, erfüllte die russige Wohnung. Ach Himmel! welche verzerrten Gesichter! — Welche elende Lumpen, womit diese Jammergestalten ihre magern Leiber kümmerlich bedeckt hatten und welche zugleich Mitleid und Eckel erweckten. Welch eine harte, widerliche Sprache! Einige schliefen, Andere weinten vor Hunger und zitterten vor Kälte, da sie vor den Stärkeren nicht zum Feuer kommen konnten. In demselben Augenblicke trat ein alter Zigeuner ein und die ganze Hütte gerieth in den freudigsten Aufruhr. Er trug große Stücke Fleisch auf der Schulter, welche er von dem Aas eines an der Landstrasse gefallenen Pferdes abgeschnitten hatte und welche

den widerwärtigsten Geruch verbreiteten. Die hungrigen Kinder stürzten mit wildem Freudengeschrei auf ihn zu, umklammerten seine Füsse und konnten nicht erwarten, bis der duftende Braten an einen hölzernen Spieß gesteckt und zur Abendmahlzeit bereitet wurde. Die ganze Gesellschaft, die gierigen Blicke auf diesen Leckerbissen gerichtet, bekümmerte sich nicht weiter um den Besuch der Fremden, die ohnedem im Rauch der Hütte kaum von ihnen erkannt werden konnten. Der Braten war schnell angestochen und wurde fleißig umgedreht. Einige konnten ihren Appetit nicht länger beherrschen. Sie schnitten bald hier, bald dort halbgebratene Stückchen ab und schlangen sie gierig hinunter. Die Zigeunerkinder, welche diesem Beispiele folgen wollten, wurden von den Erwachsenen durch Schläge und Stösse abgetrieben und erhoben ein jämmerliches Geschrei.

„Ach, Vater! laß uns hinausgehen!" flehten Emma und Bertha, die sich zitternd an den Vater geschmiegt hatten und bei dem jämmerlichen Geschrei der Zigeunerkinder in Thränen zerflossen. Der Vater, gleichfalls vom schmerzlichen Mitleid durchdrungen, erfüllte die Bitte seiner Kinder augenblicklich. „Ach! welche elenden Menschen!" jammerte Bertha; „ach! wenn ich ihnen nur helfen könnte!" — seufzte Emma. Fritz aber zog seinen Geldbeutel stillschweigend aus der Tasche und wollte eben in die Bude hinein wischen, um eine Spende unter dieses beklagenswerthe Volk auszutheilen, als ihn der Wirth wieder zurückzog. „Kein Geld!" rief der Wirth, „damit ist diesem wüsten Gesindel nicht genützt, sondern geschadet. Sie verwenden sogleich Alles auf Branntwein, den sie übermäßig lieben; dann berauscht

sich der ganze Schwarm und es gibt tolle Geschichten. Anfangs sind sie über alle Massen lustig, umarmen sich, küssen sich, drücken sich die Hände. Das dauert nicht lange, so entsteht Zank, Schelten und blutige Schlägerei. Der Mann prügelt die Frau, diese rauft dem Manne ganze Büschel Haare aus, die Kinder werden mit Füssen getreten und wenn nicht die Dorfobrigkeit hinzueilte und Ordnung machte, würden sie sich unter einander erwürgen.

So sprach der Wirth. Der Vater lobte ihn, daß er, da diese rohen Leute den Branntwein von ihm gekauft haben würden, zu anderer Schaden keinen Gewinn machen wolle. Er drückte ihm die Hand und sagte, daß er ihn als einen ehrlichen, christlichen, uneigennützigen Menschenfreund innigst hochachte. Den Sohn Fritz aber machte der Vater darauf aufmerksam, daß man, ehe man Gaben ausspende, zuvor reiflich überlegen müsse, wo und wie sie zum Besten der Nothleidenden am zweckmäßigsten angebracht werden könnten. „Helfen wollen wir diesen elenden Leuten nach Vermögen," schloß der Vater seine Rede, „aber zuvor wollen wir mit diesem verständigen und rechtschaffenen Manne, unserm Wirthe, darüber Rath halten; denn in Dingen, wo man nicht selbst allein und genau Bescheid weiß, ist es vernünftig und rathsam, auch Andere, die um solche Dinge bessern Bescheid wissen, um ihre Meinung zu fragen, und dann erst zu handeln.

„Ach Gott! Ach barmherziger Gott! die armen, unglücklichen Kinder!" mit diesen Worten umschlang Bertha die staunende Mutter und weinte an ihrem Busen. „Wir glücklichen Kinder! Wie können wir je genug

dankbar dafür sein, daß es uns so wohl geht!" Dabei küßte sie der Mutter die Hände und benetzte sie mit ihren Thränen. — Nun folgte eine Schilderung dessen, was sie in der Zigeunerbude erlebt hatten. Darnach wurde Rath gehalten, wie man diesen elenden Menschen auf die beste Weise für den Augenblick helfen könne? — Es wurde besonders auf Zurathen des rechtschaffenen Wirths der Entschluß gefaßt, die Elenden mit Kleidung und gesunden Nahrungsmitteln zu versorgen, wozu der Graf eine hinreichende Summe, welcher die Kinder freudig auch ihre Gaben beifügten, bei der Dorfobrigkeit niederlegte.

Aller Schlaf war vergangen. Man unterhielt sich noch bis spät in die Nacht über die unglücklichen Zigeuner und der verständige Wirth hatte Fragen über Fragen zu beantworten.

„Wo kommen aber diese fremden Leute her?" fragte Fritz.

Der Wirth antwortete: „Die Zeit, wann sie zuerst nach Ungarn, und das Land, woher sie gekommen sind, können nicht mit Gewißheit bestimmt werden. Man sagt, sie seien vor alten Zeiten, als wilde Kriegszüge Asien verwüsteten, aus Hindostan nach Europa eingewandert.

„Aber lernen und verstehen sie denn gar nichts, um ihr Brod ehrlich und ordentlich zu verdienen?" fragte Fritz weiter.

„Manche wohl; aber die Meisten leben wild und diebisch in den Tag hinein, weil die Landesobrigkeit noch immer nicht allenthalben recht Ernst macht, sie an Ordnung und Fleiß zu gewöhnen. Zu Handwerken und

und Künsten, besonders zum Schmiedehandwerk und zur Musik haben sie vortreffliche Anlagen und Manche nähren sich dadurch recht gut; aber zum Ackerbau und zu andern bürgerlichen Gewerben haben sie wenig Neigung und Geduld, und ein herumstreichendes, unordentliches Leben geht ihnen über Alles. Sie wandern von einem Orte zum andern und hungern oder stehlen, um nur nicht regelmäßig arbeiten zu dürfen. Sie bleiben ganz sich selbst überlassen. Die ordentlichen Einwohner meiden ihre Gesellschaft, weil man freilich, so wie sie jetzt sind, sich nicht füglich mit ihnen in nähern Umgang einlassen kann. Sie werden von muthigen Menschen geneckt und verspottet. Betteln dürfen sie nicht, zu ehrlicher Arbeit gebraucht man sie nicht und leitet und hält sie nicht dazu an; so betrügen und stehlen und wahrsagen sie denn und lassen sich um Geld zum Besten haben, um nur das elende Leben kümmerlich zu fristen. Man bestraft sie zwar für ihre Vergehungen auf das schärfste, macht aber keine Anstalten, daß sie besser werden und vor Mißhandiungen beschützt werden. Es ist mit ihnen, wie mit den Juden an vielen Orten. Es ist noch nicht gar lange her, daß in Ungarn jedes geringe Verbrechen mit dem Tode bestraft wurde. Da henkte, köpfte, verbrannte man die unglücklichen Zigeuner wegen kleiner Diebstähle, wozu sie die bitterste Noth zwang, halbdutzend und Dutzendweise. Die Galgen waren stets mit Zigeunern besetzt, und man machte sich ordentlich einen Spaß daraus, als wären es nicht Menschen, sondern nur Thiere."

„Das ist doch ein großes Unrecht, was sich die Obrigkeiten hierin zu Schulden kommen lassen!" rief der Graf in tiefer Betrübniß aus.

„Ja wohl!“ antwortete der Wirth. Es gibt viele große Uebel in der Welt, welchen mit geringer Mühe könnte abgeholfen werden und welchen dessenungeachtet nicht abgeholfen wird. So behalten wir den Schaden und der Vortheil bleibt verloren. Der Zigeuner, zum Beispiel, ist sehr tauglich zum Wehrmann; er fügt sich in die strenge Kriegsordnung und verliert bei einer ordentlichen, reinlichen Lebensart sogar sein schwarzgelbliches, schmutziges, widriges Zigeuneraussehen. Warum sollte man aber nicht außerdem diese Leute zu den Künsten des Friedens, zur Erlernung von Handwerken und Gewerben anleiten können, besonders wenn man die Kinder von Jugend auf zur Ordnung, zum Fleiß und zur Schule anhielte? — In Ungarn gibt es ohnedieß der unangebauten Gegenden noch so viele und der Arbeiter überall so wenige, daß selbst an vielen Orten das Getreide nicht gehörig ausgedroschen werden kann, sondern durch Pferde ausgetreten werden muß. Warum zieht man sich aus den vielen Zigeunern nicht ordentliche Bürger und Arbeiter? Warum thut man dasselbe nicht mit den Juden? — Arbeiter brauchen wir, nicht aber umherstreifende, faule Schacherer und Gauner. Halten auch die Zigeuner, wo mehrere bei einander wohnen, zuweilen schon von freien Stücken eine löbliche Ordnung unter sich selbst, wählen sich unter den Männern Einen, zu dem sie das meiste Zutrauen haben, zum Richter, welcher die vorfallenden Händel und Zwistigkeiten schlichtet und Vergehen bestraft; warum sollte man sie nicht zu einem rechtlichen bürgerlichen Leben überall gewöhnen können, wenn man sie erzöge und behandelte, wie andere Landesbürger? — Aber freilich,

wenn man sich nicht um sie bekümmert, wenn man sie ohne Unterricht und Unterweisung läßt, so müssen sie wohl ungeschickt, unwissend und gottlos bleiben, und, wenn die Noth drückt, ohne Bedenken zu schlechten Mitteln greifen, um sich vor dem Erhungern und Erfrieren zu schützen. Aus Noth fallen sie in Laster; durch Laster fallen sie in Verachtung; und weil man sie nun verachtet, so macht man keine Anstalt, sie vor den Lastern zu behüten. So geht es leider noch immer an den meisten Orten her."

So sprach der verständige, fromme Wirth. Der Graf aber nahm sich vor, über diese wichtige Sache ausführlich an seinen Freund Rezy zu schreiben und ihn zu bitten, wohlthätig für die unglücklichen Zigeuner bei der Landesobrigkeit zu wirken. Wahrlich! ein aufmerksamer, ein guter, ein thätiger Mensch wird allenthalben Gelegenheit finden, das Wohlsein seiner menschlichen Mitbrüder zu vermehren und ihr Elend zu vermindern!

Die Reise wurde nun Tag für Tag fortgesetzt, ging aber zuweilen ziemlich langsam, da man gar zu oft Wege traf, welche wenig befahren waren. So geschah es denn auch, daß eines Tages die Abenddämmerung sie mitten im Dickicht überraschte. Sie fuhren und fuhren, eine, zwei, drei Stunden und hätten schon längst die nächste Stadt erreicht haben müssen; aber noch immer bedrängte der düstere Wald sie von allen Seiten. Eine grauenvolle Nacht brach herein. Die Wölfe heulten in der Ferne und in der Nähe durch die öde Stille; die Eulen rauschten mit schwerem Fluge über den Wagen hin; die brennenden Laternen lockten diese unfreund-

lichen Gäste aus allen Winkeln des Waldes herbei: doch diente ihr Schimmer auch dazu, daß die Wölfe sich in ehrerbietiger Entfernung hielten; außerdem hatte der Graf zur Verscheuchung dieser Ungethüme Ketten hinten am Wagen befestigen lassen, die mit lautem Gerassel über den steinigen Boden nachrasselten. — Zuletzt wurden die Pferde müde. Es war aber nothwendig, daß sie bei der großen Strecke Weges, die noch zurückzulegen war, bei Kräften erhalten würden; deßhalb mußte ihnen Ruhe und Zeit zur Fütterung verstattet werden. Der Graf ließ also still halten, um den anbrechenden Morgen hier im Walde abzuwarten. Er scherzte mit seinen Kindern über dieses ungewohnte Nachtquartier. Der Mutter zwar die sich wieder einmal an die schreckliche Geschichte ihrer Jugend erinnerte, war etwas unheimlich zu Muthe; aber sie ließ es sich nicht merken. Die Kinder blieben getrost, da sie ihre Eltern unbefangen und heiter sahen. Auch die Müdigkeit kam zu Hülfe. Sie schliefen, eines nach dem andern, sanft ein. Selbst Vater und Mutter waren nahe daran von der Süßigkeit des Schlummers bezwungen zu werden, als plötzlich ein Schreckenslaut „Hu!" und ein Rascheln durch's Laub, dicht neben dem Wagen, sie aufscheuchte. Der Graf sah schnell aus dem Wagen und erblickte eine weibliche Gestalt, die so eben in's Dickicht hineinwischen wollte. „Wohin? wohin?" rief er, „in dieser finstern Nacht?" und zugleich stieg er, da er keine Antwort empfing, rasch aus. Alles im Wagen war augenblicklich wach geworden und folgte dem Vater schnell nach. Die Nachtwandlerin wurde angehalten. Es war ein schönes Mädchen von ungefähr fünfzehn Jahren. Anfangs weinte sie vor

Angst und bebte, wie Espenlaub. Als sie aber so freundliche Leute erblickte, die ihr mit sanften, lieblichen Worten zuredeten, faßte sie sich wieder und gab mit leiser, zitternder Stimme, oft von Thränen und Seufzern unterbrochen, über ihre Reise folgenden kurzen Bericht: „Ich bin eine arme verlassene Waise, habe im nächsten Städtchen Dienste und ein Unterkommen suchen wollen, bin aber schon seit Mittag vom Wege abgekommen und seitdem in der Irre umhergewandert.“

Es wurde sogleich beschlossen, die arme Verirrte und Verlassene, wenn sie Lust dazu hätte, mit nach Schlesien zu nehmen und dort für ihr Glück zu sorgen. „Ich will deine Mutter sein!“ sagte die vortreffliche Gräfin Agnes; „du sollst es bei uns gut haben, wenn du mit uns reisen und bei uns bleiben willst.“

„Ach ja! ach ja!“ riefen die Kinder mit einem Munde; „ja du mußt mit uns reisen, liebes Mädchen, das ist nun schon nicht anders; du sollst dich bei uns wohl befinden.“ — Fritz aber zog, ohne die Antwort abzuwarten, das Mädchen, welches nicht wußte, wie ihm geschah, an den Wagen und schob es in seinen Platz. —

Unter diesen Vorgängen dämmerte der ersehnte Tag durch die Wipfel der Bäume. Fritz schwang sich auf seinen Schecken und trat, mit Einwilligung der freundlichen Eltern der neuen Reisegefährtin seine Stelle im Wagen ab. War er zuweilen des Reitens müde, so bestieg er seinen zweiten Lieblingssitz, den Kutschenbock und suchte dem kunsterfahrenen Kutscher das Fahren abzulernen.

So ging nun die Reise ohne weitere bemerkenswerthe Vorfälle glücklich und, so wie die Wege allmählig

besser wurden, auch immer schneller von Statten. Die neue Reisegefährtin aber gewannen Alle, je länger, desto lieber. Sie selbst bemühte sich auf alle Weise, für so viel Liebe, die ihr erwiesen wurde, nach allen ihren Kräften wieder und ihrerseits sich dankbar zu bezeigen. — O! welch ein schöneres und festeres Band könnte es geben, um edle Menschenherzen einander zu nähern, mit einander zu verknüpfen und dauerhaft aneinander zu halten, als — Liebe und Gegenliebe? —

Die Reise war glücklich vollendet. Mit Jubel waren die Reisenden von allen Hausleuten und dem ganzen Dorfe feierlich empfangen worden, und mit Vergnügen fanden der Graf und die Gräfin Alles in und außer dem Hause in schönster Ordnung.

Eines der ersten Geschäfte, welches die Gräfin besorgte, war, daß sie das fremde Mädchen anständig kleiden ließ und, da sie in demselben eine sehr lebhafte Wißbegierde und ausgezeichnete Fähigkeiten zu allem Guten und Schönen bemerkte, auch die Veranstaltung traf, daß die Fremde denselben Unterricht mit ihren Töchtern in allen Gegenständen erhielt, welche der weiblichen Jugend angemessen sind.

Die Gräfin handelte hier nach einem Grundsatze, den sie sehr oft vor ihren Kindern auszusprechen pflegte, um auch ihnen denselben tief in das zarte Herz einzuprägen, als ein Saamenkorn, welches nachmals die schönsten und süßesten Früchte hervorbrachte. „Kein Schmuck,“ sagte sie, „ist herrlicher, als der Schmuck der Tugend, und kein Titel ist höher, als wenn man dich tugendhaft nennt. Die Tugend verleiht dir einen wahrhaften Schimmer des Ebenbildes Gottes. Sie

zeigt an, daß du ein Kind Gottes bist. Ein jeglicher, der in Gesinnungen und Thaten ächte Tugenden zeigt, der gibt dadurch zugleich unwidersprechlich sein edles Geschlecht und seinen vornehmen Stand, zu erkennen, nämlich seine Abkunft von dem Allerhöchsten, von Gott selbst. Dieses Zeugniß hoher Abkunft ist sicherer, als das, welches durch Stammbäume und Geschlechtsregister auf Pergament nachgewiesen werden soll. „Wir sind göttlicher Abkunft!" Das dürfen alle tugendhaften Menschen von sich sagen, sie mögen in Leinwand oder in Seide gekleidet, mögen sie Herren oder Diener sein!"

Adelheid, — so hieß die Fremde, — war eigentlich dazu bestimmt, stets um die jungen Gräfinnen zu sein und ihnen freundlichen Dienst und Gefälligkeit zu erzeigen. — Aber aus der Dienerin wurde gar bald eine Freundin: denn mit einem guten Menschen ist's ebenso, wie mit der lieben Sonne. Mögen noch so viele graue Wolken sie verhüllen wollen, sie bricht dennoch durch mit ihrem einem Lichte. So fühlt und erblickt man auch den reinen und hohen Werth eines guten Menschen sehr bald, mag er gleich in geringes Gewand gehüllt sein, und in einer unbekannten Hütte seine Wiege gestanden haben.

Abstammung von vornehmen oder reichen Eltern ist allerdings ein großer Vortheil; denn es wird da vielfache Gelegenheit und Aufmunterung dargeboten, zu wahrem Adel und Reichthum auch der Seele emporgehoben zu werden. Reichthum an Gold, kann den Weg bahnen zu Reichthum an Kenntnissen und vortrefflichen Thaten. Hiezu benützt ein wahrhaft edles Gemüth den Vortheil der Geburt und des Reichthums; stolz aber

auf dergleichen zufällige und unverdiente Vortheile ist es nicht. Denn es sieht ein, daß sie ein freies Geschenk der göttlichen Gnade sind; es sieht ein, daß wir erst dann derselben wahrhaftig würdig werden, wenn wir uns durch guten Gebrauch derselben würdig machen.

„Adel der Seele und Adel des Herzens wird nicht durch Erbschaft von den Eltern gewonnen, sondern durch die unermüdete Anstrengung aller edelsten Kräfte und durch stete Aufmerksamkeit auf das Gebot Gottes und auf das Beispiel der Besten unter den Menschen. Deßhalb ist Adel der Seele und des Herzens kein Gut, das wir hinnehmen können ohne Mühe wie ein Geschenk und wie eine Erbschaft, sondern sie sind ein durch Fleiß wohlerworbenes Eigenthum; sie dürfen uns angerechnet werden, als ein Verdienst, und wir werden uns dadurch bei allen redlichen Menschen wahre, innige Achtung gewinnen.“

Diese herrlichen, sonnenklaren, leicht begreiflichen Wahrheiten, vor welchen aber demohngeachtet viele Menschen muthwillig die Augen verschließen, schärfte die edle Gräfin ihren Kindern fleißig ein, und bewahrte sie hierdurch vor jener eben so schimpflichen als schädlichen Thorheit, welche man den Ahnen- oder Geldstolz nennt.

„O meine lieben Kinder!“ rief sie oftmals aus, „nicht dadurch müßt ihr euern höhern Stand zeigen wollen, daß ihr eine hohe Miene annehmt, besonders gegen Geringere: denn hierdurch würdet ihr vielmehr eure eigene Verächtlichkeit und Schande zeigen, nämlich diese, daß euer Verstand finster und euer Herz kalt und unrein ist. Das möge Gott verhüten! durch hohe herrliche Tugenden zeichnet euch aus, so werdet ihr einen

wahren Adel gewinnen jetzt und für alle Zeiten. — Wollt ihr Achtung und Liebe gewinnen, wollt ihr gefallen? — Wohlan, seid nicht herbe und unfreundlich. Unfreundlich macht häßlich und erweckt Haß. Aber Freundlichkeit des Herzens, hervorleuchtend aus freundlichen Mienen, hervorklingend aus freundlichen Worten, schmückt das menschliche Antlitz mit himmlischer Schönheit, gewinnt alle Herzen, und erwirbt freiwillige und wahrhafte Hochachtung bei allen guten Menschen. Nur allein aber an der Liebe und Hochachtung guter Menschen kann uns etwas gelegen sein. Und auf diesem Saamenpfade werdet ihr zuletzt in die himmlischen Gefilde gelangen.

Wie gut hatte es Adelheid unter diesen vortrefflichen Menschen! Keine Miene, kein Wort erinnerte sie je daran, daß sie ein Mädchen sei, das einst von der Landstraße aufgenommen worden war. — Auch schien es, als erinnere sie sich ihrer Jugendschicksale höchst ungern. Anfangs wurde wohl darnach gefragt; aber da man sah, daß sich ihre Augen sogleich mit Thränen füllten, schwieg man von diesen Geschichten. Die Liebe war im Schlosse Wallerstein mächtiger, als die Neugierde. Adelheid war ein gutes Mädchen — das sah man, das erfuhr man je länger, je mehr; und damit begnügte man sich.

In dieser glücklichen Lage wurde die Fremde mit jedem Tage heiterer, angenehmer, geschickter, thätiger. Sie scherzte, lachte, spielte, hüpfte mit den muntern Töchtern des Hauses durch Wiesen und Gebüsche. — Ach! wie oft und wie innig dankte sie in ihrem Herzen dem Vater im Himmel mit Thränen, daß Er gerade da,

wo sie am verlassensten zu sein schien, für sie am kräftigsten gesorgt hatte! —

Auf Gewitterdunkel pflegt allerdings gar oft eben der lauterste, lieblichste Sonnenschein zu folgen; aber dagegen macht man auch hinwiederum die entgegensetzte Erfahrung, daß an Tagen, wo des Morgens die Sonne mit den schimmerndsten Strahlen glänzend aufgeht, es gegen Abend nicht selten grauenvoll blitzt und donnert.

Den angenehmen Uebergang vom Gewitterdunkel zum Sonnenschein hatte Adelheid bis hieher zu ihrer größten Freude erfahren; nun aber stand ihr bevor, nach dem heitern lieblichen Sonnenschein auch einen schwülen, finstern Wetterschauer erfahren zu müssen: Denn auf Erden ist kein äußerliches Glück von langem Bestand; nur das innere Glück der Seele ist von ewiger Dauer.

Diejenige, welche ihre heiteren Tage stören sollte, war schon unterwegs.

Siebentes Kapitel.

Der Besuch. — Die Verführung. — Adelheids Unglückstage.

Ein Laufer in hellgrünem Rocke, alle Nähten mit Treffen besetzt, und einen Hut auf dem Kopfe, in dessen

Silberschild die Sonne sich spiegelte, flog in hohen Bogensprüngen über den Schloßhof, und hinter ihm drein donnerte, von sechs Rappen gezogen, eine prächtige Karosse über die Brücke.

Die Schwester des Grafen, verwittwete Frau von Hohenau, war nebst ihrer Tochter Julie gekommen, um nach langer Abwesenheit, einmal wieder einen Besuch abzustatten. Besonders trieb sie die Begierde, die Reiseneuigkeiten zu erfahren. Nur selten sahen Bruder und Schwester einander. Sie waren in Gesinnungen und Lebensweise sehr verschieden. Diese Verschiedenheit stellte sich trennend zwischen beide, wie eine Felsenwand zwei Bäche scheidet, die, obwohl sie aus einer und derselben Quelle hervorgekommen sind, niemals wieder zusammenfließen, während sie durch die Vereinigung gestärkt und belebt den Auen einen desto reichern Segen zu spenden im Stande wären.

Graf Nornheim, der Bruder, schätzte, wie wir wissen, die Menschen nach dem Maße ihrer löblichen Eigenschaften, welche er an ihnen erblickte. Frau von Hohenau, die Schwester, verachtete ohne weiters einen jeden, der nicht zum wenigsten den Titel „Hochwohlgeboren“ führte. Kenntnisse und Tugenden konnten bei ihr den Mangel der Ttiulaturen nicht gut machen. An den Stammvater Adam und die Stammmutter Eva und noch höher hinauf — an den Himmelsvater, den Schöpfer aller Seelen mochte sie nicht gerne denken. Der Gedanke: „Es ist Pflicht, mit Schwester- und Bruderliebe das ganze, innig verwandte, menschliche Geschlecht zu umfassen!“ — war ihr verhaßt, schien ihr gemein und

fast pöbelhaft, wenigstens höchst unanständig nnd wider alle gute Lebensart.

So war die an Titeln und Reichthum hohe, an Verstand und Gesinnung gemeine und niedrige Baronesse von Hohenau geartet. Aber woher rührte diese Verdorbenheit? — Die Unglückliche war, als ihre Mutter früh verstarb, von einer stolzen, thörichten Tante auf alle jene argen Irrwege verleitet worden.

Julie, die dreizehnjährige Tochter der Baronesse, der Mutter in allen Stücken ungemein ähnlich, glänzte durch äußere Schönheit und mancherlei Kenntnisse und Geschicklichkeiten. Sie zeichnete allerliebst, schrieb zierlich und richtig, stickte, tanzte und musizirte zum Bewundern, verstand ihren feinen Körper meisterlich zu schmücken und zu halten, alle Worte wohl zu setzen und alle Mienen und Bewegungen künstlich einzurichten. Aber die innere Schönheit der Seele, die Liebe Gottes und der Menschen, die Freude am Rechtthun und Beglücken, die unaussprechliche Seligkeit eines Gemüthes, das sich der Erfüllung aller heiligen Pflichten bewußt ist, — ach! diesen innern Himmel hatte und kannte sie nicht. Ihr Verstand war durch Dünkel und Eitelkeit dergestalt verfinstert, daß sie die vortrefflichen Eigenschaften anderer Menschen nicht zu bemerken, nicht zu schätzen wußte, ja! daß sie sogar die Allerachtungswürdigsten verachtete, sobald sie an denselben glänzende Kleider und Titel vermißte, dagegen sich aber vor den allerverächtlichsten Menschen ehrerbietigst verneigte, und mit Bewunderung und Neid zu ihnen emporschaute, sobald dieselben mit hohen Titeln und glänzendem Prunk schimmerten. Begegnete es ihr aber ja einmal, daß sie,

in einer Anwandlung ächten, menschlichen, christlichen Gefühles, etwa ein junges, liebenswürdiges Mädchen geringern Standes freundlich angeblickt oder wohl gar freundlich mit ihr geredet oder gescherzt hatte, so erschrack sie sogleich nachher fast vor sich selbst, als habe sie ein Verbrechen verübt, wurde augenblicklich still, starr, kalt, unfreundlich, warf das Mädchen in die Höhe, und zog sich schnell zurück. Das wirkte die oft wiederholte Lehre der Mutter: „Man muß solche Kreaturen, oder auch Leute von solcher Art, stets in gehöriger Entfernung von sich halten, damit sie die uns gebührende Ehrerbietung nicht vergessen.“ —

Zu der Reise nach Wallerstein hatte dieses Mal auch Julie große Lust bezeigt, obwohl die Art und Weise, wie man an diesem Orte lebte, sonst eben nicht nach ihrem Geschmacke war. Aber gerade jetzt war sie von der furchtbarsten Langeweile auch gar zu sehr darnieder gedrückt. Es fehlte ihr an Geschäften; es fehlte ihr an Gesellschaft. Ihre eitle Gouvernante, eine Ausländerin, hatte eine Reise in ein entferntes Land unternehmen müssen. Diese Thörin nämlich, welcher die gesunde, deutsche Kost ein wohlgenährtes Aussehen zu geben angefangen hatte, war dadurch in den größten Schrecken und Verdruß versetzt worden, hatte durch gewaltsames Einschnüren, Kreide-Essen und Weinessig-Trinken sich wieder eine vornehmblasse Farbe und zierliche Magerkeit ankünsteln wollen, war aber als Zugabe von den fürchterlichsten Magenkrämpfen überfallen worden und hatte deßhalb in ein stärkendes Bad reisen müssen. Dieses war die Ursache, wodurch sich Julie so ziemlich ohne Geschäfte und noch überdem in dem einsamen Dorfe

auch ohne Gesellschaft befand. Zwar hätte sie wohl im fröhlichen Umgange mit den Töchtern des Amtmanns heitern, wohlerzogenen, liebenswürdigen Kindern, die angenehmste Unterhaltung genießen können; aber diese guten Kinder flohen die Nähe des stolzen Fräuleins. Schon oft genug hatten sie die bittere Erfahrung gemacht, daß Julie wohl im ersten Augenblicke mit gleißender Freundlichkeit ihnen entgegengekommen war, aber plötzlich im zweiten Augenblicke sie mit Kälte wieder von sich gewiesen oder wohl gar ihnen den Rücken zugekehrt hatte.

Dadurch war es nun bewirkt worden, daß Julie, welche gemeint hatte, eine immer größere Ehrfurcht gegen sich zu erzwingen, sich im Gegentheile ihren Gespielinnen dergestalt verächtlich und widerwärtig gemacht hatte, daß diese gar nichts mehr mit ihr wollten zu thun haben, ihr schon in weiter Ferne aus dem Wege gingen, und sie allen Plagen der bittersten Langeweile überließen. Nun konnte sie, von den Menschen geflohen, sich mit ihren Hunden und Katzen unterhalten oder ihre Putzsachen beäugeln und, wenn dieses alles nicht mehr ausreichen wollte, sich mit Gähnen belustigen. Zwar hätte es auch wohl mancherlei nützliche Beschäftigung gegeben, wodurch die ländliche Einsamkeit sehr angenehm ausgefüllt werden kann, aber dazu war Julie nicht angeleitet worden, kannte und verstand sie nicht. Deßhalb wurde denn die vorgeschlagene Reise nach Wallerstein dieses Mal mit großer Freude angenommen und wie wir gelesen haben, auch zur Ausführung gebracht.

Nach einem kurzen Aufenthalt von sechs Tagen fuhr Frau von Hohenau mit dem von Gold und Silber

strotzenden Laufer und den sechs Rappen wieder davon. Julie aber hatte die Erlaubniß erhalten, noch einige Zeit länger in Wallerstein zurückzubleiben. „Euern Kindern“ — so hatte Frau von Hoheuau zu ihrem Bruder nnd dessen Gattin gesprochen — „scheint es ein wenig an guter Gesellschaft zu fehlen. Wohlan, um euch einen Beweis meiner schwesterlichen Liebe zu geben, lasse ich euch meine Fräulein Tochter hier, und denke, eure Kinder sollen aus ihrem Umgang Nutzen ziehen.“

Das dachte nun zwar Graf Nornheim wohl eben nicht; aber um seine Schwester, die er seit langer Zeit nicht bei sich gesehen hatte, nicht zu beleidigen, schwieg er dieses Mal still. Wie wenig er in Hinsicht auf die Art und Weise, die Jugend zu erziehen, mit ihr übereinstimmte, mag folgender Brief lehren, welchen er zwei Jahre früher an seine Schwester geschrieben hatte, als sie ihm gemeldet, daß sie so glücklich gewesen wäre, eine ausländische Gouvernante für ihre Tochter zu finden: „Geliebte Schwester!“ so hatte er geschrieben, — „laß diese ausländische Verzieherin hinweg. Was kann, um des Himmels willen! euch deutsche Frauen, die ihr, als deutsche Frauen, einen so hohen Ehrenstand erlangt habt, doch bewegen, die gute, deutsche Art und Sitte, durch undeutschen Schnickschnack und fremdes Unwesen muthwilligerweise euch und den Eurigen zu verderben? — Wie ist's möglich, daß ein edles, deutsches Haus etwas gewinnen könne an Schönheit durch französische Nachäffung, Moden, Firlefanz und Kauderwälsch? Warum wollt ihr doch eure Gestalt durch Ziererei, und den anmuthigen Klang eurer Stimme durch das fremdartige Zischeln, Wispern und Näseln verunstalten?

Warum eure lieben, freundlichen, frohen, angenehm-natürlichen Kinder durch jene Affen des Auslandes mit aller Gewalt zu Aeffchen abrichten lassen? Was soll diese äußere Dressur bedeuten? Sie ist erkünstelt, erheuchelt, erlogen und verdirbt die Unschuld und Aufrichtigkeit des deutschen Herzens von Grund aus. Reine, helle, liebevolle, heitere Seelen verbreiten wahres Glück überall und immer um sich her; Gauklerinnen aber werden bald lästig, widrig und verächtlich werden. Ich weiß wohl, liebe Schwester, daß jene erkünstelte, gezierte, erheuchelte und erlogene Ziererei von vielen mit einem hübschen Namen bemäntelt wird. Man sagt: „das ist Grazie!" Man ruft aus: „O wie entzückend hat sich dieses Kind formirt!" — Soll ich aber die Sache einmal mit dem rechten Namen benennen? „Frazze" ist all dieses gekünstelte Gehen und Stehen, Mienenspiel und Lispeln; verächtliches Puppenspiel ist alle jene sogenannte Tournüre. Ach Gott, wie unendlich glücklicher wäre unser geliebtes, deutsches Vaterland, wenn es Ausdrücke, und noch viel weniger die dadurch bezeichneten, bösen Sachen nie gelernt hätte, wie z. B. folgende: Mode, Petitmaitre, Maitresse, Frivolité, libertin, taille, corsett, faire la cour, thée dansant, assemblée, ball, l'hombre, Pharao, onze et demie, vingt un, rouge ou noir, tour, peruque, trompeuse, bouffante, robe, chignon, toupê, coquetterie und hundert andere. — Wie sollen jene Ausländerinnen, die gewöhnlich an ächter Tugend, Frömmigkeit und Verstand so arm sind, unsere Kinder reich machen an diesen Schätzen? Wie sollen diese Ausländerinnen, denen des deutschen Landes Herrlichkeit, Ruhm und Ehre doch wahrlich nicht am Her-

zen liegt, unsere Kinder mit Liebe zum Vaterlande erfüllen? Werden sie je geneigt sein, in der Unterhaltung oder beim Unterricht, das Vortreffliche der deutschen Sitten, der deutschen Thaten und Werke hervorzuheben, als Muster für die jungen Gemüther? Und wenn sie — was man jedoch nicht vermuthen darf, — auch in der That geneigt dazu wären, sie kennen es ja nicht einmal. Vielmehr haben sie in ihrem fremden Lande sich von Jugend auf gewöhnt, das deutsche Land und das deutsche Volk anzufeinden, zu verspotten und zu verachten. — Und diese Unheilstifterinnen sollen wir um theures Geld aus der Ferne herbeiholen? Nun ja! dann werden wir in der That uns als dumme Deutsche an den Pranger stellen und dem Hohngelächter der Ausländer Preis geben.«

Der wackere Vaterlandsfreund Nornheim predigte tauben Ohren. Seine verblendete Schwester behauptete unerschütterlich, daß ein junges Frauenzimmer von Stande, welches in der großen Welt, in den Zirkeln und besonders am Hofe mit Anstand erscheinen wolle, nicht ohne jene ausländische Bildung, Tournüre, Ziererei und Schwätzerei sich dürfe sehen lassen.

Julie, ein Musterstück dieser Art von Erziehung, war, wie schon erzählt worden ist, nach der Abreise ihrer Mutter, im Schlosse zu Wallerstein noch für einige Zeit zurückgeblieben, und hatte nicht gesäumt, gar bald alle ihre Künste auf's Spiel zu setzen.

Den Anfang machte sie damit, daß sie glatt und listig, wie eine Schlange, sich durch hundert kleine Gefälligkeiten in die offenen truglosen Herzen ihrer jungen Verwandtinnen einschlich. Sie malte für Bertha so

allerliebste Bilder und verfertigte für Bertha's Puppen so köstliche Anzüge, daß beide Kinder sie herzlich lieb gewannen und daneben recht hoch und innig bewunderten. — Und weil ihnen nun an Julien so Manches wahrhaft gefiel, und sie so Manches wirklich bewundern mußten, so getrauten sie sich zuletzt gar nicht mehr, auch nur das Mindeste an ihr tadelnswürdig, oder wohl gar häßlich zu finden; eben so wenig wagten sie es, etwas für schlecht zu erklären, was die kluge Julie schön fand, oder etwas für gut zu halten, was die gescheidte Julie für schlecht und gemein erklärte. Freundlichkeit und Artigkeit gegen Geringere aber nannte Julie „Gemeinheit und Unschicklichkeit.“ Dagegen Unfreundlichkeit und Unhöflichkeit gegen Geringere nannte sie „anständige Sitte und guten Ton.“

Vor den Augen der Gräfin Nornheim bemühte Julie sich als ein Engel des Lichtes zu erscheinen und es gelang ihr, diese rechtschaffene Frau, welche auch bei andern eine gleiche Aufrichtigkeit vermuthete, eine Zeit lang zu täuschen. Und so ließ sie denn, während der kurzen Frist, wo die Lehrerin der Kinder, welche die Zeit der ungarischen Reise zu einem Besuche bei entfernten Verwandten benützt hatte, noch nicht zurückgekehrt war, die Töchter vielleicht unter zu weniger Aufsicht in Juliens Gesellschaft. Da konnte nun diese ihr böses Spiel ziemlich ungehindert im Verborgenen treiben; und das that sie. Im Anfange gab es noch, wie ehedem, fröhliche Besuche zwischen den jungen Gräfinnen und den Töchtern des Amtmanns und manche Stunde schwand unter Scherz und Spiel höchst angenehm dahin. Vorerst hatte sich Julie gehütet, die Freude

zu verderben. Sie hatte besorgt, daß Bertha und Emma ungehalten auf sie werden würden, wenn sie den lustigen Umgang störte. Aber ihre List hatte schon auf versteckte Mittel gesonnen. Sie bot alles Gift ihres Witzes auf, die Töchter des Amtmanns vorerst lächerlich zu machen. Sie spottete gelegentlich hin und wieder über die Sprache, das Benehmen, und vorzüglich über den Anzug derselben. Bertha und Emma, die, wie Kinder pflegen, gerne lachten, fanden Juliens Bemerkungen spaßhaft, meinten zwar anfangs wohl noch, daß Julie den Kindern ein wenig unrecht thue, lachten demungeachtet aber doch mit, wenn jene ihre Possen trieb, mit höhnischer Nachahmung der Sprache, der Redensarten, des Anzugs und des ganzen Benehmens. Nun hatte das böse Mädchen gewonnenes Spiel. Sie hatte die Achtung und zarte Liebe der Gräfinnen gegen ihre ehemaligen Freundinnen geschwächt. Der Schritt bis zur Gleichgültigkeit und Geringschätzung war jetzt nicht mehr weit und schwer. Es dauerte nun nicht mehr lange, so durfte Julie es wagen, höhnisch und verächtlich auszurufen: „Scharmante Dutzschwesterchen sind auf Ehre diese eure unzertrennlichen Busenfreundinnen!" — Und als die betroffenen Kinder nicht wußten, wohin sie vor Verlegenheit die Augen wenden sollten, setzte Julie mit steigender Kühnheit des Triumphs hinzu: „Fi doc! ich dächte doch, ihr schämtet euch einer so gemeinen Aufführung ein wenig."

Leider wirkte das; insbesondere aber bei Emma: denn bei dieser hatte sich ein starker Hang zur Eitelkeit eingeschlichen, weil fremde Besuche gar oft versichert hatten, sie sei ein überaus schönes und kluges Kind.

Bertha war bescheidener geblieben, weil man ihr dergleichen Schmeicheleien nicht eben anzuhören gegeben hatte; aber auch sie war nicht frei von einem starken Hange zum Leichtsinne, zur Flatterhaftigkeit und Unbedachtsamkeit und ließ deßhalb sich ziemlich leicht zu Unbesonnenheiten verleiten. Nachher freilich, wenn sie, wie sie pflegte, in der Stille alles Vorgefallene reiflich überlegte, und dann ihr sehr gutes Herz die alte Kraft wieder hervor rief, bereute sie bitterlich, was sie Uebles gethan hatte und suchte auf alle Weise es wieder gut zu machen; aber angerichtet war das Schlimme doch nun einmal und es konnte nicht jede üble Folge sogleich und gänzlich wieder vertilgt werden.

So gelang es denn, bei Emma's Eitelkeit und Bertha's Leichtsinn, der listigen boshaften Juli gar bald, daß beide mit jedem Tage zurückhaltender, ungesprächiger, kälter gegen die ehemaligen Herzensfreundinnen wurden, und daß sie selbst zu den kränkendsten Beleidigungen, welche die böse Julie denselben persönlich zufügte, wenigstens schwiegen. Nachher beunruhigte sie dann diese Ungezogenheit wohl zuweilen im Stillen und sie verklagten sich, besonders Bertha, gegen einander, wenn die Unheilsstifterin einmal eben nicht zugegen war. Aber dann wieder fürchteten sie sich doch vor Juliens Spott und Ungunst und ließen das Böse von Neuem geschehen. Beklagenswerthe Schwachheit, sich mehr zu scheuen vor einer Sünderin, als vor der Sünde selbst! sich mehr zu scheuen vor bösen Menschen, als vor dem allerhöchsten, dem allwissenden Gott!

Zuweilen freilich, wenn das Gewissen eben einmal recht stark erwacht war, und ihnen die bittersten Vorwürfe gemacht hatte, versuchten sie es dann, bei Julien das

Gespräch auf die gekränkten, verscheuchten Freundinnen zu bringen und ihr Bedauern kund werden zu lassen! Aber Julie, die arglistige und verschmitzte Verführerin kam ihnen dann sogleich mit Worten, wie folgend, entgegen: „Ich will doch nicht hoffen, daß ihr etwa gar schon wieder nach der hohen Ehre dürstet, des vortrefflichen Besuches jener allerliebsten Mamsellen gewürdigt zu werden? — Doch nein! ich thue euch Unrecht; ihr werdet es nie vergessen, daß ihr wirkliche Reichsgräfinnen seid, mit welchen verwandt zn sein, ich selbst mir zur höchsten Ehre schätze. Gesteht es nur aufrichtig, ihr beginget einen angeheuren Fehler, als ihr in einer Anwandlung sehr übel angebrachter Gutmüthigkeit eine Freundschaft mit Mädchen geschlossen habt, die sich einmal in Zukunft für höchst glücklich halten werden, wenn ihr dieselben zu euern Kammerjungfern erhebt. Ihr müßt es fühlen, und ihr fühlt es auch schon, daß so Hohes, wie Ihr, mit so Niedrigem, wie jene, sich keineswegs zusammenpaßt. Ihr begreift die unerhörte Unanständigkeit, Arm in Arm zu gehen mit Mädchen von nicht adelichem Stande. Nein! so lächerlich, so verächtlich werdet ihr vor allen euren Standesgenossen euch nun und nimmer machen wollen!“ —

Ach unter den Windungen, unter dem Gifthauch, unter dem Nagen und Geifern einer solchen Natter müssen alle zarte Blumen, welche an dem Pfade der Menschenfreundlichkeit blühen, verbleichen und verdorren! —

Es ist schon oben erzählt worden, daß Emma, die jüngste, etwa neun Jahre alte Tochter, des Vaters Liebling und ein wenig verhätschelt war, so daß sie den giftigen Lehren Juliens gar bald Geschmack abgewinnen

mußte. Das Kind war in der That sehr schön, geschmückt mit großen, klaren, blauen Augen und kastanienbraunem Lockenhaare, und dabei sehr klug. Da hörte man denn oft von den schmeichlerischen unverständigen Besucherinnen den Ausruf: „Welch ein allerliebstes Kind! Welches Glück wird dieser Engel einmal in der Welt machen!" — Das Alles merkte sich die empfängliche Emma in der Stille und bekam, obgleich sie äußerlich die Bescheidene spielte, doch innerlich eine immer höhere Vorstellung von ihrer kleinen Person. Sie warf im Stolz ihren Mund auf, zuckte voll Ziererei mit den Augen, drechselte in einem künstlichen Tone ihre Worte hervor, und verrenkte die Glieder zu Stellungen, welche die vornehme Dame darstellen sollten. Julie half eifrig nach. „Ma chere cousine!" sagte sie, „du bist eine seltene Schönheit. Du bist ein Genie. Du bist überreich mit allen Reizen ausgestattet, wodurch man die allgemeine Bewunderung auf sich zieht. Du bist geschaffen, um zu glänzen; eh bien! so thu es. — Engel! durch jeden Schritt, jede Miene, jedes Wort mußt du zeigen, daß du Alles überstrahlest. Du wirst zu deiner Wonne erfahren, wie alle Welt dich anbeten wird."

Diese Thörin wußte nicht, daß ächte Vorzüge keiner Kunst und Mühe bedürfen, um sich zu offenbaren und Wohlgefallen zu erwerben. Den edlen Baum erkennt man ohne viele Umstände an den edlen Früchten. Thörinnen und Thoren bedenken nicht, daß diejenigen, welche ihre eingebildete Vortrefflichkeit mit aller Gewalt bewundern lassen wollen, dadurch gerade das Gegentheil bewirken, nämlich Mißfallen, Widerwillen und Verachtung. Schwach, unvollkommen, fehlerhaft sind

alle Menschen. Soll man etwa diejenigen bewundern, welche das nicht an sich selbst merken, nicht bedenken? Kann man diejenigen lieben, welche nur für ihre Person glänzen, andere aber gegen sich in die Dunkelheit zurückdrängen wollen? — Wahrlich sie werden durch ihre Anmaßung gar bald lästig, widerwärtig, lächerlich und verächtlich werden! — Man wird bald Fehler auch wohl an ihnen aufsuchen und deren genug finden. Wenn sie auch in ihrem Stolz es vergessen haben, daß sie Menschen sind, so werden andere daran denken und ein scharfes Gericht über sie halten, um sie von der eingebildeten Höhe herabzuziehen und mit andern Kindern der Menschen wieder auf gleiche Linie zu stellen.

Julien war es schon längst so ergangen. Sie hatte sich in ihrer Heimath den Beinamen „Fräulein Hochnase“ erworben. — Leider hatte nur die ehedem so liebenswürdige Emma, als sie sich nach Julien bildete, ein ähnliches Schicksal. Von ihren ehemaligen jungen Freundinnen wurde sie gemieden, in der Stille verachtet und verlacht. Ja, sogar manche der fremden Gäste, welche öffentlich mit Schmeicheleien gar nicht sparsam waren, pflegten hinter dem Rücken dennoch zu sagen: „Ein hübsches, kluges Kind ist Emma, das kann man nicht läugnen, nur Schade, daß sie eine große Anlage zu einer ausgemachten Närrin hat!“

Und in der That war auch eine äußerst traurige Veränderung nicht zu verkennen, wobei bald noch etwas viel schlimmeres, als jenes getadelte „närrische Wesen,“ sich zeigte. — Emma hatte ehedem aus schönen, großen, klaren, blauen Augen einen jeden hell, unbefangen, lieblich angeschauet und ein unbeschreiblich

anmuthiges Lächeln hatte das holde Engelsköpfchen verschönert. Aber welch einen grauen Nebel hatte Juliens Nachahmung über dieses reine Sonnenlicht der Schönheit geworfen! — Seit Emma Uebles zu thun gelernt hatte, war ihr der frohe, unbefangene, offene Blick verloren gegangen. Oft ganz unwillkührlich erröthete sie und schlug, — ohne, daß man wußte, warum? — die Augen nieder. Am öftesten aber begegnete ihr dieses, wenn sie ihren redlichen und braven Eltern gegenüber stand. Die geheime Furcht, daß diese oder gute Menschen ihre etwas verborgene Unart merken möchten, und die geheime Ahnung, daß sie der Liebe tugendhafter Menschen nicht mehr, wie ehedem, werth sei, hatten ihren innern Muth und ihre Herzensfreudigkeit zerstört.

So verderblich wirkt das Gift der Sünde! — Immer ist dem, an dessen Herzen es naget, zu Muthe, als stände er vor einem dreifachen Gerichte, vor Gott, vor den Menschen und vor sich selbst und als hörte er ein dreifaches Verdammungsurtheil zu gleicher Zeit.

Seit jene unglückliche Verschlechterung der Kinder vorgegangen war, hatten für Adelheid, das Mädchen aus Ungarn, die bisher so glücklichen Tage im Hause des Grafen von Nornheim ein Ende genommen.

Selbst die Eltern ertheilten ihre Aufträge und Befehle an die Dienerschaft mit Freundlichkeit und behandelten alle Untergebenen mit einer Schonung und Herablassung, wie es nur immer bei so menschenfreundlichen und bescheidenen Gemüthern zu erwarten war. Diesem Muster zu folgen, waren auch die Kinder angewiesen, und folgten ihm. — Julie war ganz anderer Meinung. Ein paarmal hörte sie mit noch verbissenem Grimm es

an, als ihre Bäschen von der Dienerschaft sich Gefälligkeiten erbaten. Bald aber riß ihr die Geduld! Das blasse Gesicht erglühte, ihre stieren Augen funkelten, sie rümpfte die Nase, und sie brach voll Grimm in diese Worte aus:

„Nein! auf Ehre! das geht zu weit. Das ist unerhört und wenigstens mir durchaus unerträglich! Solche Kreaturen wollt ihr — kaum kann ich das Wort aussprechen, — bitten? — Wie mit Freunden und Freundinnen, wie mit Euresgleichen wollt ihr reden mit diesen Personen? Solche Umstände und Umschweife wollt ihr machen mit Hansen und Greten? — Nein! eine solche Infamie!" —

„Aber der Vater —" wollte Emma die zornige Julie unterbrechen.

„Ei was!" schrie diese, ohne die Kleine ausreden zu lassen, „zu so unerhörten Unanständigkeiten kann weder der Vater noch sonst jemand euch zwingen wollen. — Wie? welch eine Vorstellung soll man von euch sich machen, wenn man hört, wie ihr gegen gemeines Volk superfeine Komplimente schneidet? Blind und ganz vernagelt müßte man sein, wenn man nicht eure Mädchen für die Gräfinnen, die Gräfinnen hingegen für die Mädchen halten sollte? Auf Ehre! erführe ma chère mère das, nie würde sie mich wieder zu euch reisen lassen. Parbleu! da könnte ich ja allerliebste Dinge von euch erlernen. Aber wartet! Ich werde Ordnung machen! Ich werde diesen Kreaturen die Köpfe zurecht setzen! Ich werde mit diesem Volke umspringen, wie sich's gebührt. Ihr sollt eure Lust daran haben, wie ich sie dressiren werde. Wie die Pudel sollen sie mir apportiren lernen, oder ich will nicht

Julie von Hohenau heißen. — Heda! Adelheid, Adelheid!“ —

Adelheid erschien.

Wo steckt Ihr? Trägt das Gesinde in Ungarn etwa Blei an den Füßen, und Pech in den Ohren? Adelheid erblaßte. Ihre Augen füllten sich mit Thränen. „Das fehlt noch?“ lachte Julie höhnisch auf. „Jungfer Zimperlich belieben es wohl gar übel zu nehmen, daß man Ihnen die Wahrheit anzuhören giebt. — Den Augenblick Stühle und Tische in den Garten getragen. Den Augenblick? — Hört Ihr?“

Adelheid gehorchte mit Zittern. —

Es dauerte nicht gar lange, so fand Emma Wohlgefallen an dieser neuen Behandlung der Dienerschaft. Das Bitten, und nun wohl gar mitunter eine abschlägige Antwort hatten ihr längst nicht sonderlich behagen wollen. Deßhalb fand sie Juliens Manier so übel eben gar nicht. Auch sie nahm nach und nach einen spitzigen und gebieterischen Ton an. Ihre Heiterkeit fand sich wohl dabei. — Selbst Bertha fing an, wenn zuweilen etwas nicht gleich auf den ersten Wink ausgerichtet wurde, eine hohe und gestrenge Sprache zu führen, die ihr vormals durchaus unbekannt gewesen war. —

So mächtig wirkt die Gewalt des Beispiels, des guten, wie des schlimmen.

Bitter fühlte es nun die gemißhandelte, arme Adelheid in diesen Augenblicken von neuem, wie drückend es sei und wie mißlich, wenn das Glück oder das Unglück unseres Lebens von der ungewissen und veränderlichen Laune anderer Menschen abhängt, und wenn mit dieser veränderlichen Laune es entweder blüht, oder auch wie-

der hinwelkt und abstirbt, wie die Blume des Frühlings, je nachdem der Wind aus Norden bläst. Wie manche heiße Thräne rann über ihre Wangen in der Einsamkeit der stillen Kammer, wo sie inbrünstig zu Gott betete.

Von Kindern mußte sie, die Erwachsene, sich necken und verspotten lassen. — Hohn, den ein Unglücklicher erleidet, ist eine glühende Kohle auf offenen Wunden.

Da saß sie, die arme, namenlose Waise, und fühlte in Thränen zerfließend, nun abermals die ganze entsetzliche Tiefe des Elends, älternlos in der Welt umherirren zu müssen unter fremden Menschen.

Der Gräfin Mutter ihr Herzleid zu klagen, wagte sie nicht. Ach! sie hatte in ihrer frühesten Jugend nur zu bitter erkennen lernen müssen, welchen großen Vorzug die Kinder des Hauses vor Fremdlingen haben. Diese Erfahrung hatte sich zu tief in ihre Seele gegraben, als daß sie in ihrer beklommenen, gedrückten Brust hätte Muth finden können, das Wagstück zu unternehmen, und vor der Hausfrau als Klägerin gegen ihre Kinder aufzutreten.

Arme Adelheid! du erinnerst uns wieder an jene, welche gleichen Namen mit dir führte, gleiches Schicksal mit dir erlitt, an jene, welche aus dem Schooße der liebenden Familie hinweggerissen und unter fremde Menschen geschleudert wurde. Du erinnerst uns wieder an jene Schwester der edlen Gräfin, an jene kleine Adelheid von Landstrost, welche einst in einer schrecklichen Nacht von der liebenden Mutter und Schwester verloren, und bis zu diesem Augenblicke nicht wieder gefunden war. — Und nicht umsonst sollst du uns an Jene erinnert haben!

Achtes Kapitel.

Die Geschichte der verlorenen Tochter. — Die Rache der Unterdrückten. — Trost im Leiden.

Wie ist es doch möglich gewesen, daß wir der kleinen, bedauernswürdigen Adelheid so lange haben vergessen, so lange es haben versäumen können, ihren Schicksalen nachzuforschen? — Aber wie und wo sollten wir sie auch suchen? wo sie finden? — Doch Muth, wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben. In dem Reiche Gottes, des Erbarmungsvollen, und im Strahl seiner Liebe ist niemand jemals ganz und auf immer verlassen und verloren. — Schon sehen wir ein Licht aufglimmen, welches uns leuchten soll auf diesen, jetzt freilich noch düstern Wegen.

Wir verloren die kleine, liebe, schuldlose Adelheid von Landstrost aus unsern Augen in jenem schwarzen Eichwalde bei Reisensburg, als der wilde Feind aus Nacht und Dickicht hervorbrach, die ärmste Mutter in Ohnmacht niedersank, und die Kleine ihren Armen entfiel. Niemand konnte seitdem Kunde geben, wohin sie gekommen sei; aber jetzt ist es bekannt, und alles dieses soll nun der Reihe uach erzählt werden.

Als die Kleine den Armen der Mutter entsank, wollte sie einige Schritte vom Abhänge des Hügels,

wo die unglückliche Begebenheit sich ereignete, hinab in das weiche Gras, welches das Thal bedeckte. Die schnelle Bewegung hatte sie aus dem süssen Schlummer erweckt, und weinend mochte sie nach der Mutter gerufen haben. Aber die Mutter schlief damals noch tief in schwerer Ohnmacht, und Agnes war von den Räubern weit von der Stelle hinweggerissen worden. So war nun das arme Kind aller Hilfe beraubt. Ein junger Kroat aus dem feindlichen Schwarm, der in demselben Augenblicke vorüberschritt, entdeckte die Kleine, schaute verwundert umher, ersah aber in der Waldesnacht keine menschliche Seele, die sich des weinenden Kindes hätte annehmen können. „So muß ich mich des Würmchens erbarmen!" dachte er; hob die Kleine auf und eilte, sie in den Armen tragend, mit ihr davon, den Andern nach. Er kam in das Lager zurück. Schon in der nächsten Stunde sollte aufgebrochen werden. Der kühle Morgen dämmerte herein. — Da stand nun der gutmüthige Jüngling mit dem weinenden Kinde in seinen Armen, lächelte es freundlich an, sprach ihm die schönsten Worte zu und suchte es zu beruhigen. Das Kindlein blickte den freundlichen Krieger mit großen Augen an, lächelte endlich und schwieg. Aber was sollte nun weiter aus dieser Geschichte werden? Die Stunde des Aufbruchs war da.

„Hör, Petzlai, willst du mir das Kind geben?" — schmerrte eine alte Marketenderin, an deren Karren der junge Kroat sich nachdenkend und verlegen gelehnt hatte.

Er sah die Alte bedenklich und verwundert an, denn er kannte sie als eine geizige und gar nicht liebreiche Frau.

„Ja, ja!" fuhr sie fort, „'s ist halt mein voller Ernst. Ich werde das Kind schon wieder an die rechten Leutchen zu bringen wissen."

„Ja, Mutter, wenn das dein aufrichtiger Wille ist," rief der Jüngling, „topp! da hast du das Würmchen; aber sorge dafür, hörst du? ich will dir zu Haus alles ersetzen, wenn du es etwa nicht anbringen kannst."

„Ei, da ist was zu ersetzen! Theilen will ich mit dir!" antwortete sie. Doch besann sie sich schnell, und fuhr fort: „Theilen will ich mit dir den Gotteslohn, welchen wir von den armen Aeltern bezahlt bekommen werden. Um irdischen Gewinn ist's mir ohnedem nicht zu thun, da wir alle Stunden dem Tode entgegengehen."

„Allerdings schwebst du in großer Todesgefahr!" antwortete der Jüngling mit Lachen. Du kämpfteſt ja vor deinem Karren stets im ersten Gliede, und wirfst mit Semmeln und Würsten um dich."

Laut und vernehmlich schmetterten in diesem Augenblicke die Trompeten. Das galt zum Aufbruche. Der Jüngling durfte nicht länger säumen. Er küßte die Kleine zum Abschiede noch einmal mit innigster Zärtlichkeit, schlug andächtig ein Kreuz über ihre Brust und Stirne, legte sie dann der Alten gar säuberlich in den Schooß und eilte davon. — Schon am folgenden Tage fiel er in die Gefangenschaft der Preußen, wurde weitab in eine Festung geschickt und alle Spuren und Nachrichten von Adelheid war durch dieses Ereigniß verschwunden, wie emsig und unablässig auch ihre Eltern Nachforschungen um sie angestellt hatten."

Im Schooße der braunen, grauäugigen Alten also lag die kleine, zarte, freundliche Adelheid. Langsam folgte der Karren, den ein gewaltiger Gaul mit Mühe fortschleppte, dem Heere. „Ein schöner Fund!" schmunzelte sie und zog zehn Falten zu einem widrigen Lächeln um ihren großen Mund her. Dann fuhr sie also in ihrer Rede fort: Du kleiner Bettel sollst mir den Wein, welchen deine Landsleute mir abgejagt haben, reichlich bezahlt machen. — Aber, wo erfahr ich alte Närrin denn, wem das kleine Liebchen zugehört?" — — Darauf dachte sie eine Weile nach. Die Alte war nicht dumm, wenn sie sonst nur auch andere gute Eigenschaften gehabt hätte. Sie holte ihre Brille hervor und untersuchte mit großer Sorgfalt den ganzen Anzug der Kleinen vom Häubchen bis zu den Schuhen, ob sie nicht irgend etwa ein bedungsvolles Zeichen, welches auf die Spur hülfe, die Eltern zu entdecken, finden möchte. Ach! und dieses fand sie nur zu bald! — Eine kleine silberne Kapsel, die an einem rothen Bändchen über den Achseln Adelheids herabhing, gab ihr die Buchstaben A. v. L. zu lesen. — Da schwoll das schwarze Herz vor Rache; da erglühten und funkelten die düstern Augen unter den buschigen, greisen Augenbraunen; da überflog, wie wenn in der Ferne eine Feuersbrunst auflodert, eine braune Röthe das lange, dürre Gesicht und eine höllische Schadenfreude verzerrte dieses gräßliche Antlitz zu einer wahren Teufelslarve. — Nun war an kein Zurückgeben der süßen, zarten, himmlisch-freundlichen kleinen Adelheid weiter zu denken. Die Rache trug den Sieg davon über den Eigennutz; ein Laster siegte über das andere.

Aber welch ein Verbrechen lag denn in jenen Namenszügen A. v. L. Wie konnten diese drei Buchstaben allein schon solche Wuth gegen ein schuldloses, zartes Kind in der Alten entzünden?

Ach! die arme Kleine zwar hatte Nichts an dem bösen Weibe verschuldet, aber leider giebt es hin und wieder so ruchlose und verwilderte Gemüther, daß dieselben, wenn sie wegen einer erlittenen Kränkung sich an dem Beleidiger selbst nicht rächen können, sie ihre Rache mit teuflischer Lust an jedem andern kühlen, der ihnen eben in den Wurf kommt. Dann aber besonders, wenn jemand irgend eine Aehnlichkeit mit dem verhaßten Beleidiger hat. Dieses Unglück sollte jetzt die liebe, kleine Adelheid treffen.

Es hatte aber mit dieser Sache folgende Bewandniß.

Mutter Grulich, so hieß die Alte, war eigentlich eine Deutsche. Sie hatte vormals in einem Dorfe gewohnt, welches einem gewissen Herrn v. Tachs zugehörte. Der Gutsherr selbst war stets als ein sehr guter Mann belobt und beliebt gewesen; aber er hatte sich, vieler auswärtiger Geschäfte halber nur gar selten auf seinem Gute aufhalten können. Seine Gemahlin hingegen war eine so bitterböse Frau, daß die Gutsunterthanen sie nur kurzweg die zweite Isabell zu nennen pflegten.

Diese Isabell nun führte in der Abwesenheit des Hausherrn, das heißt, fast beständig, das Regiment im Dorfe; aber der Himmel bewahre alle Dörfer in und außerhalb Deutschland vor solch einem Regimente! — Die armen Bauern, welche sich fast täglich zum

Frohndienste stellen mußten, ernährten sich nebenbei kümmerlich, aber ehrlich, von einem kleinen Viehstande, den sie, bei dem dort großen Ueberfluß an Weideplätzen, sich ohne große Kosten halten konnten; auch sammelten sie dürres Holz in den weiten Gehölzen ringsum, welches sie dann des Winters zum Verkauf in die Stadt führten. Hierdurch erübrigten sie gerade so viel, daß sie Nahrnng, Dach und Kleidung hatten. Sie begnügten sich damit auf eine christliche Weise und lebten zufrieden. — Das war ein anmuthiger Anblick für gute Menschen, diese so armen, so gedrückten Leute dennoch so fröhlich zu sehen, und des Abends zuzuschauen, wenn die frischen, rothwangigen Mädchen unter lustigen Gesängen die schönen Kühe und dte muntern Kälber an der Thüre erwarteten, und wenn sie alle Sonnabende die gewonnene Butter, gelb wie Wachs, und die fetten Käse, in reinen Körben und Geschirren zu Markte trugen. Es war eine Wonne, an hohen Festtagen sie nach der Schalmei des Hirten und nach der Geige des Schneiders um die große Linde inmitten des Dörfleins den Ringeltanz halten zu sehen. — Da konnte man lernen, daß nicht Mühe, Kunst und Aufwand, sondern nur ein wahrhaft fröhliches Herz erforderlich ist, um ein Freudenfest anzuordnen, und recht zu feiern. — Aber in dem unreinen Herzen der Frau v. Tachs regten sich, wie schmutzige, giftige Würmer ganz andere Empfindungen als die der Freude, wenn sie ihr armes Völkchen bei aller Dürftigkeit und sauern Arbeit dennoch so heiter erblickte.

„Wie das Volk muthwillig wird!" schnarrte sie durch ihre lange, dürre Nase. Darnach gab sie schnell

den gemessenen Befehl, alle Grasplätze und Aenger, die etwa nicht zur Weide des herrschaftlichen Viehes nothwendig wären, sofort einzupflügen und zum Ackerlande zu benützen. Das Gut aber bedurfte nur weniger Weide, da die Stallfütterung eingeführt war. Auch wurde ungesäumt Befehl gegeben, die große Linde umzuhauen, weil die zarten Nerven der gnädigen Frau von dem Dufte der Lindenblüthen so heftig angegriffen wurden, daß, wenn sie auch nur den Namen „Linde" aussprechen hörte, sie schon eine Ohnmacht anwandelte.

Nun mußten die armen Leute ihre schönen Kühe und Kälber verkaufen; nun blieben die Thüren am Abende verschlossen: denn kein blökender Gast meldete seine Ankunft und begehrte Einlaß. Der Hirt und der Schneider verlernten die muntern Stückchen und warfen Schalmei und Geige in die Polterkammer; die Gesänge verstummten und die betrübten Bäuerinnen benetzten den Faden, den sie am Rocken spannen, mit Thränen des Kummers. Die Freude zog aus dem Dorfe ab, und schwere, bittere Nahrungssorgen zogen unter die zerfallenen Strohdächer ein.

Holzsammeln war nun noch das einzige Hülfsmittel der Verarmten. Frau v. Tachs sah ihr Völkchen, behangen mit Lumpen, ächzend unter schweren Bürden des Morgens sich nach der Stadt schleppen; aber des Abends hörte sie manchen immer noch eins der alten Liederchen trillern, wenn er wohlgemuth nach Hause zurückkehrte.

„Diebisches, unverschämtes, unverbesserliches Gesindel! aber wartet! das Handwerk soll euch gelegt werden!" kreischte die Furie nnd glühte vor Zorn, wie eine

Pechfackel. Und sogleich erging ein Befehl, daß, bei unvermeidlicher Strafe von 8 Tagen bei Wasser und Brod im Thurm, Niemand sich unterstehen solle, dürres Holz in ihren Forsten zu sammeln. — Hiermit war das Todesurtheil gesprochen. Es blieb von jetzt an den Meisten nichts anderes mehr übrig, als — der Bettelstab. Die Arbeit auf dem prächtigen Hofe und auf den reichen Feldern der Frau von Tachs mußte ohne Bezahlung geschehen, man hätte denn die Schläge und Scheltworte des Frohnvogts, welcher mit dergleichen sehr freigebig war, für eine Bezahlung gelten lassen müssen. Von Verzweiflung ergriffen, sahen Viele ihre zusammengefallenen leeren Hütten mit dem Rücken an und wanderten aus. Eine von diesen letztern war auch Mutter Grulich. Baarschaft nahm sie nicht mit sich: denn sie war noch am Tage vor ihrem Abzuge bis auf's Hemd ausgepfändet worden. Sie hatte die Steuern nicht bezahlen können, und Frau v. Tachs hatte ihr dafür Bett und Lade in Beschlag nehmen lassen. An Geräth und Baarschaft nahm sie also nichts mit sich, wohl aber einen reichen Vorrath von unauslöschlichem Hasse und flammender Rache gegen ihre Bedrückerin und gegen alle reichen und vornehmen Leute überhaupt.

O! unglücklicher Gedanke, wenn der Vornehmere und Mächtigere meint, den Geringern und Schwächern ungestraft drücken und niedertreten zu dürfen, weil derselbe sich für den Augenblick es muß gefallen lassen. O! feige Bosheit, den, welcher sich nicht wehren kann oder darf, darnieder zu werfen. — Dennoch sind die für wehrlos Gehaltenen nicht immer so gänzlich schutzlos. Gelegenheit wieder zu schaden, Böses mit Bösem

zu vergelten, Rache zu üben, wird oft leicht und unvermuthet gefunden. Die Rache aber ist blind. Wehe dem, welcher einer solchen wilden Gluth des Hasses Preis gegeben ist! Er hat es mit einem grimmigen Tiger aus der Wüste Asiens zu thun, der Alles ohne Erbarmen zerreißt, was ihm zuerst in den Wurf kommt, gleichviel ob schuldig oder unschuldig. — Der Rohe, von Rache entflammt, plagt Kinder um der Eltern willen, und haßt um eines einzigen schuldigen Mitgliedes willen, einen ganzen Stand.

Wehe dem, der rohe Gemüther durch Druck und Beleidigungen zum Hasse und zur Rache aufreizt! Er pflanzt in ihr verwildertes Herz den Keim zu tausend bösen Thaten, die sich weder berechnen, noch voraussehen lassen. Und ist die Rache erst einmal entzündet, so ergreift und verzehrt sie, gleich einer verderblichen Feuersbrunst, was sie nur immer ergreifen kann, Schlechtes und Gutes.

Reize Niemand durch Unrecht zur Rache! — Auf deinen Kopf wird dir vom Richter über den Sternen alles Unheil, was daraus erfolgt, angerechnet werden; schon vorher aber wird dein unruhiges Gewissen im innersten Herzen in mancher einsamen Stunde ein qualvolles Strafgericht über dich halten.

Alle unsäglichen Leiden, welche Adelheids früheste Jugendjahre verbitterten, alle Seufzer, alle Thränen der Eltern, die nach dem verlornen Kinde vergeblich seufzten, fallen wie Tropfen eines unauslöschlichen Feuers, auf die Seele jener bösen Frau v. Tachs: denn sie war es, welche durch ihr menschenfeindliches Walten alles dieses Unheil veranlaßt und angerichtet hatte.

Beim Anblicke der Buchstaben Ad. v. L., welche auf eine adeliche Familie schließen ließen, stand der Mutter Grulich die Frau Sibilla v. Tachs mit den trüben Augen, den höhnischen Mienen und der bellenden Stimme sogleich lebhaftig vor Augen.

„So?" kreischte sie, „auch du bist so eine Adeliche? — Na! du sollst mir, so wahr ich lebe, mit meinem Willen nicht wieder zu deinen hochgebietenden adelichen Eltern zurückkehren. Nein, Schätzchen, auch du sollst nun einmal erfahren, wie wehe es thut, zu hungern und zu dursten bei saurer Arbeit; gescholten und geschlagen zu werden bei Fleiß und Gehorsam; Tag und Nacht zu dienen und andern Schätze und gute Tage und Wein und Braten zu erwerben, und dennoch für Nichts geachtet zu werden. — Haha! dieses allerliebste Fräulein wollen nun wir schlechtern Leute einmal nach unserm Kopfe erziehen, wollen ihm das hohe Näschen ein wenig niederdrücken; es soll keine Frau v. Tachs ans dir, mein Engelchen, werden."

Das unschuldige Kind lächelte die Furie an.

„Ja, lache nur kleine Schlange, kleine bunte Eidechse!" du sollst schon weinen lernen, so wahr ich Mutter Grulich heiße; sollst schon weinen lernen, wenn du mich nur erst recht kennst, und verstehst und meine schwere Hand fühlst, du kleines Aas du!" So sprach das furchtbare Weib zu dem unschuldigen Engel, der sie so heiter anlächelte, als ob ihre Worte Liebkosungen gewesen wären.

Mutter Grulich hatte sich bei ihrer Marketenderschaft ein hübsches Stück Geld verdient. Das lag ihr, als ihr Theuerstes auf der Welt am Herzen. Der preu=

ßische König Friedrich saß seinen Feinden unabläßig auf der Ferse, und jagte sie bald hierhin, bald dorthin. Das war der Alten gar nicht erwünscht. Deßhalb schlich sie ganz in der Stille sich mit ihrem Karren geschickt vom Heere hinweg in's Weite und Sichere und immer weiter ins Ungarland hinein, wo sie von den preußischen Husaren vorerst sicher war. Jeder Tag entfernte also die kleine Adelheid mehrere Meilen von den trauernden Eltern und jede Erkundigung nach dem verlorenen Kinde war vergeblich. Mutter Grulich erreichte nach einer glücklichen Reise ihre Heimath unweit Tokay in Ungarn. Hier besaß sie ein Wirthshaus, wo in einer schrecklich wilden Gegend sich eine Straße durch das Gebirge zog, die aber nur zur Sommerszeit befahren wurde. Auf einem grünen Berge, der sich zwischen kahlen Felsenwänden hervordrängte, stand ihr Haus ganz einsam und allein. Etwas tiefer, unten am Abhange des Berges lag der Garten, und aus dem finstern Grunde herauf, neben dem Garten hin, zog sich ein Weg von der Fahrstrasse zu dem Hause der Alten. Wenn bei mildem Winterwetter der Schnee aufthaute oder im Sommer starke Regengüsse niederströmten, so verwandelte sich die tiefe, enge Straße in einen reissenden Waldstrom, der Felsen und Bäume brausend und gewaltig mit sich fortriß. Dann wagte kein menschliches Wesen sich in diese Wildniß und das Gasthaus glich einer Einsiedelei. Man nannte es deßhalb in der Gegend auch nur „den verwünschten Thurm." Mutter Grulich pflegte sich in solcher schlimmen Jahreszeit zu ihrer Tochter zu begeben, die nicht ferne hinter dem Gebirge in einem Dorfe wohnte, welches von deutschen

Anbauern, deren es in dieser Gegend von Ungarn sehr viele giebt, erbaut worden war. — Diese ihre Tochter hatte zwei Söhne und ein Mädchen. Das Mädchen hieß Sibille und war, obgleich erst sechs Jahre alt dennoch schon ein bitterböses Ungethüm. Nichts war ihr recht, und wenn nicht Alles alsogleich nach ihren wunderlichen Einfällen ging, so gab es nichts als Geschrei im Hause. Damit das Kindlein aber durch solches Zetergeschrei nicht seiner Gesundheit schaden möchte, geschah Alles, was es verlangte. Diese Erziehung brachte denn so viel zuwege, daß Sibille je älter, desto schlimmer wurde. Die besten Stunden verschlief sie mit Hunden und Katzen, oder vertrieb sich auch durch unordentliches und übermäßiges Essen die Langeweile: denn es ist eine bekannte Sache, daß diejenigen, welche aus Faulheit durch Langeweile geplagt werden, am meisten auf Schmausen und Leckerbissen sinnen und daran hängen. Der Faullenzer ist gemeiniglich ein Leckermaul, und Leckermäuler sind gewöhnlich Faullenzer. Wer aber Seele und Leib fleißig durch nützliche Thätigkeit beschäftigt, der denkt außerdem, was nothwendig ist, nicht an Essen und Trinken. In einem solchen herrschet die Seele, sie dürstet und hungert nach Thaten, und befindet sich wohl bei geistiger Nahrung und Sättigung. Ein solcher verstattet dem Körper nur diejenige Nahrung, welche erforderlich ist, damit derselbe der Seele als Werkzeug dienen kann.

Den kleinen Hunden, womit sich Sibille den größten Theil des Tages umhertrieb, glich auch sie selbst ganz außerordentlich. Auch sie knurrte und biß, wenn man sie nur scheel ansah; auch sie konnte vor Neid es

nicht ertragen, wenn ihre Brüder zugleich mit ihr etwas Gutes essen sollten; sie wollte Alles allein haben, auch wenn sie längst überflüßig gesättigt war. — Bei dem Allen war sie der erklärte Liebling ihrer Großmutter: denn gleich und gleich gesellt sich gern. Die Großmutter konnte zuletzt gar nicht mehr ohne diesen ihren Liebling leben. Deßhalb nahm sie denn auch diese ihrer so würdige Enkelin ganz von der Tochter hinweg und zu sich in ihr Haus.

Adelheid wuchs unterdessen, ohne daß sich eben jemand im Guten um sie bekümmerte, höchst lieblich auf. Sie wurde schöner von Tag zu Tag und auf ihrem freundlichen Gesichte blühten Gesundheit und Unschuld. Sie kroch, so gut es gehen wollte, an der Erde umher, da niemand sich die Mühe nahm, sie zu leiten; versuchte dann nach und nach aufzustehen und Schritte zu wagen. O! wie lachten die blauen Aeuglein, als es gelang! Sie erhob ein Freudengeschrei über das andere. Sie hielt sich nun an Tisch und Bänken und leitete sich daran auf und ab. So lernte sie gehen. Wenn Sibille nicht zuweilen sie tückisch umgeworfen, oder Mutter Grulich sie nicht öfters hätte hungern und dürsten lassen, so würde jetzt zu ihrem Glücke nichts gefehlt haben.

Der liebreiche Himmelsvater waltet aller Orten. Darum gesellt sich auch dem, welcher der Verlassenste zu sein scheint, bald ein Schutzengel zu; auch Adelheid durfte nicht lange vergebens harren. Ilse, eine alte deutsche Magd im Hause, gewann das gute freundliche Kindlein von Tag zu Tag lieber. Sobald Mutter Grulich oder Sibille den Rücken wandten, erzeigte sie der

Kleinen wenigstens eben so viel Gutes, als jene beiden ihr Böses zufügten.

Adelheid wurde nun mit den schnell dahineilenden Jahren immer größer und verständiger. Sie bekam zu allerlei Arbeiten täglich mehr Kraft und Geschicke. Da ließ sich's Mutter Grulich eifrigst angelegen sein, der Pflegetochter hinlängliche Beschäftigung zu geben. Bald mußte sie den Garten und kleines Stück Acker von Steinen reinigen, bald vom Kohl die Raupen ablösen, bald Werg zupfen und spinnen, bald Kern und Hülsenfrüchte auslösen. Wehe ihr, wenn die gestrenge Gebieterin bei angestellter Nachschau nicht Alles auf das Vollkommenste ausgerichtet fand! —

So waren nun unter saurer Arbeit und vielen Plagen nach und nach acht Jahre hingeschlichen. Die kleine Adelheid war, obwohl unter schweren Trübsalen, unterdessen doch in mancherlei nützlichen Geschäften geübt worden. Mutter Grulich meinte zwar, das gute Kind durch die Arbeit zu quälen, und ihr damit ein Leid zuzufügen; aber sie hatte sich geirrt. Vielmehr erzeigte sie ihr dadurch nicht bloß eine einfache, sondern eine doppelte Wohlthat. Die Arbeit führte nicht allein zu Geschicklichkeit und Fertigkeiten, sondern sie wurde für den lebhaften Geist der Kleinen auch bald eine Quelle des innigsten Vergnügens.

Man konnte ihr sagen, was in der heiligen Schrift vom Joseph gesagt wird: „Ihr gedachtet es böse zu machen, aber Gott hat es gut gemacht.“

Diese tröstliche Lehre, so wie die erheiternden, heilsamen Geschichten der heiligen Schrift zumal hatte die alte, fromme Ilse der kleinen Adelheid, wenn beide allein

waren, so oft erzählt, daß sie dieselben sämmtlich auswendig wußte, ihr immerfort im Sinne lagen, und sie stets dadurch angeleitet und aufgerichtet wurde. Besonders hatte sie sich an den erquickenden Gedanken gewöhnt: Der liebreiche Vater im Himmel wird es auch mit mir gut meinen und gut machen, wie vor Zeiten mit dem egyptischen Joseph." Dann betete sie mit Andacht einen der Sprüche, welche sie gelernt hatte; zum Beispiel: „Denen, welche Gott lieben, muß am Ende Alles zum Besten gereichen." Und dann rief sie mit Freuden: „Ich liebe dich, mein Gott und mein Vater, von ganzem Herzen! Mir wird am Ende auch Alles zum Besten gereichen."

Sibille, die böse Enklin der noch schlimmern Alten, hatte indessen beinahe ihr vierzehntes Jahr erreicht, war aber so unwissend und so ungeschickt geblieben, wie ein Kind von vier Jahren. Sie konnte weder lesen, noch schreiben, und war zu keinem häuslichen Geschäfte zu gebrauchen. Sie hielt es für die entsetzlichste Last und für das äußerste Unglück, wenn sie irgendwie Mühe anwenden sollte, um verständiger und geschickter zu werden. Aber endlich war doch nun keine Zeit mehr zu verlieren, das sah selbst die verblendete Großmutter ein. Zudem war es ihr unerträglich, daß „Prinzessin Aschenbrödel," so hieß Adelheid, in diesem gemeinen Hause — ihre liebe Sibille, das Goldtöchterchen, wie Mutter Grulich das Ungethüm nannte, in allen löblichen Dingen so himmelweit übertreffen sollte, daß schon Augenblicke kamen, wo selbst die Alte sich nicht erwehren konnte, der großen, ungeschickten und trotzigen Sibille wohl einmal die kleine, bescheidene, geschickte Adelheid als ein Beispiel und Muster vorzustellen: denn hierin eben er-

weist die Tugend ihre göttliche Abstammung und Würde, daß selbst die Lasterhaften, auch wider ihren Willen, wenigstens im Herzen, insgeheim sie ehren müssen.

Es war keine Zeit mehr zu verlieren, das leuchtete der Großmutter ein. Mit Gewalt also wurde Sibille angehalten, die nächste Schule zu besuchen. Da aber dieselbe eine halbe Stunde Weges von der Schenke entfernt lag, so wurde Adelheid zur Begleitung mitgeschickt.

Der Schulmeister und dessen Gattin waren ein paar alte, gutherzige Leute aus Schwaben. Da sie an Adelheid gar bald die edelsten Zierden der Jugend, reine Herzensgüte und feurige Lernbegierde wahrnahmen, so gewannen sie das gute Kind von Herzen lieb, konnten aber gegen die widerspenstige, tückische, faule Sibille nichts, als das tiefste Mißfallen empfinden. Doch durften sie dieses sich eben nicht gar zu deutlich merken lassen, wenn sie die Gunst der Mutter Grulich nicht sogleich verlieren wollten. Es fügte sich indessen so, daß die böse Alte, obwohl ganz wider ihren Willen dennoch dazu helfen mußte, daß die guten Leute der verlassenen Adelheid im Stillen wohlthun konnten. Mutter Grulich nämlich hatte dem Schulmeister zu verstehen gegeben, daß er Adelheid nur so nebenbei ein Weniges mit lernen lassen möchte, so viel etwa nöthig wäre, um Sibillen einigermaßen in Gang zu bringen. „Vorzüglich gern aber“ — fügte sie hinzu — „sähe ich es, wenn Ihr „die kleine Aschenbrödel zuweilen vor Hannens Augen „derb abstrafet, damit nun die Sibille mit der Zeit auch „etwas Furcht vor der Strafe bekäme: denn ich allein „kann sie mit der bloßen Güte nicht mehr bändigen.“

Diesen Vorschlag ergriff der alte Schulmeister mit Freuden, doch so, daß er das gut machte, was die Frau Grulich böse zu machen gedachte.

Was Adelheidens Schade werden sollte, mußte durch einen glücklichen Wechsel vielmehr zu ihrem größten Vortheile ausschlagen.

Der alte Schulmeister nämlich stellte sich nunmehr gar oft, als wäre er entsetzlich ungehalten auf Adelheid. Er verurtheilte sie mit zorniger Geberde zum Einsperren und Hungern in seinem Hause. Dann eilte die schadenfrohe Sibille jubelnd und in Sprüngen nach Hause zu der Großmutter zurück, verkündigte die frohe Geschichte, und ließ sich's an solchen Tagen daheim noch dreimal herrlicher schmecken, weil sie meinte, daß Aschenbrödel unterdessen hungern müßte. Aber sie irrte sich. Die alten Leute hatten gewiß einen leckern Bissen am Feuer, wenn Adelheid in der Schule bleiben mußte und der Topf wurde hervorgeholt, sobald Sibille jenseits der Bergkuppe verschwunden war. Auch wandte der alte Schulmeister solche Tage noch dazu an, der lernbegierigen Kleinen ungestört und heiter nun seinen besondern Unterricht desto sorgfältiger zu ertheilen.

So ist denn also kein guter Mensch jemals gänzlich verlassen, obwohl es bisweilen so scheinen möchte. Ueberall in der Welt finden sich wenigstens einige gute Menschen, welche helfen und lindern, wo sie Noth und Kummer erblicken. Wohl ihnen! sie verdoppeln ihr eigenes Glück. Denn auch in dem, wodurch sie andere ergötzen, ergötzen sie sich mit. So werden sie also durch Mittheilung ihrer Gaben keineswegs ärmer, sondern reicher.

Mutter Grulich hielt, wie bereits gesagt wurde, ein Wirthshaus. In der guten Jahreszeit kehrte mancher Reisende mit seinem Frachtwagen hier ein. Selbst diese rohen, heimathlosen Leute, welche, da sie Ort und Gesellschaft stets verändern, auch für besondere Orte und Menschen keine absonderliche Zuneigung hegen, selbst diese rohen, unstäten Wandersleute fanden ein stilles Vergnügen an der kleinen, ehrlichen, dienstwilligen, freundlichen Adelheid. — Und wenn sie sagten, wie das gute Kind auch bei dem löblichsten Verhalten dennoch so hart, so unfreundlich angelassen wurde, ging ihnen das Herz vor Unwillen und Mitleiden über. So zeigte es sich auch hier, daß die leidende Unschuld einen Anblick gewährt, wobei nur gänzlich verderbte Gemüther ohne Theilnahme bleiben können.

Mancher dieser Reisenden drückte beim Abschiede der Kleinen ein Stück Geld in die Hand, mit der ausdrücklichen Weisung, daß sie es für sich behalten sollte. Die alte Magd aber war dann die getreue Schatzmeisterin für solche Geschenke.

Böse Menschen haben scharfe Augen. Ihr anklagendes Gewissen hält sie in steter Unruhe. Sie fühlen, daß sie es verdienen, verachtet zu werden. Deßhalb sind sie unabläßig auf der Lauer, ob nicht etwa Jemand ihre Schlechtigkeit erkennen und sie deßwegen verabscheuen möge. So merkte auch Sibille gar bald, daß gar Viele Adelheid mehr gewogen waren, als ihr; daß die Fremden sich weit lieber von der kleinen Adelheid bedienen ließen, als vor ihr; ja daß sie oft mit sichtbarem Unwillen sich von ihr abwandten. Das war ihr unerträglich! — Ueberdieß erachtete sie alle Scheltworte der Großmutter, welche

wegen Faulheit und Ungeschicklichkeit jetzt öfter, als vormals, auf sie herabströmten, sämmtlich Adelheid an und ergrimmte gegen diese Unschuldige immer heftiger und wilder. „Was?“ sprach sie bei sich selbst, „ein auf der Heerstrasse aufgerafftes Findelkind soll mehr gelten, als ich, die Tochter vom Hause? Wie? und alle die Liebkosungen, welche sie von den fremden Leuten erschmeichelt, nimmt sie hin, als ob sie ordentlich ein Recht dazu hätte? Nein! das ertrage ich nicht länger. Das muß ich der Prinzessin Aschenbrödel eintränken!“

Nun schritt sie frisch zum bösen Werke. Sie zerschmiß Töpfe und Tiegel; und Adelheid mußte es gethan haben. Sie schnitt Löcher in Betten und Lacken; und Adelheid sollte es verschuldet haben. Sie zog den Spund aus den Fässern, das Getränk lief aus; und Adelheid sollte unachtsam gewesen sein. Kurz alles Schlimme rührte immer und immer von Adelheid her; und Mutter Grulichs schwere Hand fuhr ohne weitere Untersuchung über die arme Unschuldige her.

Adelheid aber ertrug alle Leiden dieser herben Jugendjahre mit Geduld. Und wenn ihre Thränen auch zuweilen in der Einsamkeit floßen, so konnte sie dieselben doch bald wieder trocknen. Das Bewußtsein ihrer Unschuld, vor allen aber das sich immer mehr befestigende und freudige Vertrauen auf eine gewiß bald nahe Hilfe des liebevollen Himmelvaters, diese Stützen hielten ihren Muth aufrecht und ließen den Geduldfaden nicht zerreißen. Die Freundlichkeit der gutherzigen, alten Hausmagd und die zärtliche Liebe des redlichen Schulmeisters und seines guten Mütterchens kamen hinzu und waren dem Herzen unserer Adelheid das, was ein hei-

terer, warmer Sonnenschein der Flur ist, nach einer kalten Nacht mit Reif und Schlossen.

Ein freundliches, ein liebreiches Wort — o welch süsses Labsal war dieß für die Niedergedrückte!

Möchten überall auf Erden alle herben Mienen und Geberden des Stolzes, der Gleichgültigkeit, wodurch wunde Herzen noch tiefer und schmerzlicher zerrissen werden, sich in liebreiche Blicke, und möchten alle harten Reden sich in freundliche Worte verwandeln! — Nur eine kleine Mühe kostet es ja, freundlich zu sein, und doch bereitet es ein so unendlich großes und süsses Labsal allen Leidenden und Traurigen!

Gut, sehr gut wird alles noch werden!" so tröstete der fromme Greis seine junge Schülerin, wenn sie die nassen Augen im armseligen, leinenen Schürzchen verhüllte. „Auf diese Finsterniß" sprach er, „folgt Sonnenschein. Vertraue auf Gott! Hoffe fest, daß er nach den schweren Stunden der Jugendzeit dich wohl werde wieder zu erquicken wissen und daß die jetzige Traurigkeit deßhalb vorausgegangen sei, damit nachmals die Freude desto süsser werde. Wahr ist es allerdings, mein liebes Kind, die Leidensschule, durch welche du jetzt gehen mußt, sie ist bitter, aber viel Köstliches ist noch in derselben zu lernen, — Gottergebenheit, Geduld, Demuth, Gehorsam, Genügsamkeit und noch manche andere, nicht minder schöne Tugend, welche dir zu einem ewigen Schmuck und Nutzen gereichen wird. Viel Bitteres widerfährt dir jetzt, das läßt sich nicht läugnen. Nun! um so weniger wirst du in der Folge dergleichen andern widerfahren lassen. Die Härte, welche du jetzt erdulden mußt, wird dich dein Lebelang zur

Milde leiten, und du wirst durch diese köstliche Tugend andere beglücken und dich selbst. — Freilich, jetzt ist es herbe, daß du das Laster in seiner scheußlichen Gestalt anblicken mußt; aber je mehr du vor seiner Häßlichkeit und dem Unheil, welches es anrichtet, zurückschauderst, um desto sorgfältiger wirst du selbst in Zukunft dich hüten vor allem Bösen dein Lebelang, und auf diese Weise frei bleiben vor dem einzigen, wahren und tiefsten Unglücke, von der Sünde. — Böse Leute quälen dich sehr, es ist wahr! Aber nicht alle sind böse. Auch die Freundschaft redlicher Herzen hast du kennen gelernt. Durch eine gleiche Freundschaft, wie sie jetzt dich labt, wirst auch du in Zukunft Andere erquicken. — Außerdem, mein Kind, hast du hier eine Kunst erlernt, welche du einst zu immerwährendem Segen für dich mit dir nehmen wirst. Es ist diese, daß du in nützlicher Thätigkeit, Trost, Freude und Ehre zu finden gelernt hast. Diese Kunst wird dich durch dein ganzes Leben begleiten und beglücken."

Durch solche und ähnliche Reden stärkte der alte, fromme Mann den Muth seiner Schülerin und ihren Entschluß, mit Geduld und Hoffnung auf dem dornigen Pfade zu wandeln, bis die Liebe und Weisheit des Vaters aller Menschen denselben auf die Blumenau des Glückes hinausleiten würde.

Und siehe! ein Ereigniß trug sich unerwartet zu, welches den Schicksalen Adelheids eine Wendung gab, welche kein sterblicher Mensch jemals hätte voraussehen können. —

Neuntes Kapitel.

Der Höllenplan einer Neidischen. — Die Flucht aus der Gefangenschaft. — Die Entdeckung aus Neugierde.

Wir wissen, daß Adelheids bedauernswürdige Gespielin den Anblick eines bessern Wesens neben sich nicht ertragen konnte; wir wissen, daß in ihrem verderbten Herzen die unnatürliche Lust brannte, nur traurige und niedergedrückte Geschöpfe um sich zu sehen. Sie fühlte sich selbst um desto höher emporgehoben, je tiefer in den Staub andere neben ihr niedergetreten waren. Es fiel ihr nicht ein, oder däuchte ihr doch zu beschwerlich, durch Tugend sich selbst zu erheben, um den höher stehenden, bessern Menschen auf eine für sie selbst ehrenvolle Art näher zu kommen.

Neid und Haß quälten sie von Tag zu Tag mit immer glühendern Flammen. Jede neue Vollkommenheit welche sie an Adelheid bemerkte, jede freundliche Miene schon, womit jene von irgend Jemand angeblickt wurde, war für sie ein schmerzlicher Stich. Und als selbst die Großmutter zuletzt sich immer weniger enthalten konnte, die fleißige, willige, geschickte Adelheid geradezu zu loben und sie der trägen, verdrossenen und ungeschickten Enkelin als Muster vorzuhalten, ja! als sie Adelheid, welche jetzt das vierzehnte Jahr erreicht hatte, zur ersten

Feier des heiligen Abendmahles mit einem saubern Anzuge beschenkte und zu dem innern Schmucke nun auch der äußere kam und alle Menschen sich des holdseligen Mädchens mit lauten Ausrufungen erfreuten, da verdüsterte die Wuth Sibillen die Vernunft gänzlich. Sie beschloß in ihrem höllischen Grimme diese unleidliche Fremde ohne weitere Verzögerung aus dem Wege zu räumen. Sie dachte nicht an das Sprüchwort, „wer einem andern eine Grube gräbt, fällt jedesmal selbst hinein.“ Das aber sollte fast wörtlich an ihr in Erfüllung gehen.

„Geschwind, meine Beste!“ — mit diesen heuchlerischen Worten kam die Gottlose eines Mittags, als die Großmutter nicht daheim war, daher gehüpft. „Wir wollen Kräuter für die Kühe sammeln. Nimm du indeß meinen Korb nur zugleich mit dir und erwarte mich beim Steinbruch am Eulensumpfe.“

Adelheid nahm schweigend der großen, baumstarken Gefährtin den Korb ab, lud ihn, neben dem ihrigen, auf und machte sich auf den Weg.

Der Eulensumpf war aber ein grundloser, stinkender Erdfall, hart unter einem jähen, wüsten Steinbruch im abgelegenen Dunkel des Waldes. Den Eulensumpf nannte man ihn, weil in des Steinbruchs Klüften und Spalten die Eulen zu nisten pflegten und des Nachts besonders mit gräßlichem Zischen und Heulen ihr Unwesen trieben.

Hu! wie schauerlich und unheimlich war es hier, wenn bei nächtlicher Weile in dieser schwarzen Einöde die hohen, schwankenden Fichten und Birken, welche über den Abgruud herhingen, im Winde rauschten, die Unken

im grüngelben Moder drunten ihre traurigen Töne aus der Tiefe heraufächzten, die Leichhühner kreischten und der Schuhu mit glühenden Feuerräderaugen sein „Huhuhu!" durch die Nacht rief, daß alle Felsen, fern und nah, dumpf und hohl wiederhallten, und aus alten Klüften und Schlünden unbekannte Stimmen hervorzubringen schienen.

Hart am Rande dieses schauerlichen Abgrundes hatte Adelheid sich gelagert, die Körbe standen neben ihr. Sie pflückte wilden Klee und fettes Gras, Schlüsselblumen und andere Waldkräuter. Sie war innigst vergnügt in ihrer Seele, denn sie dachte eben zugleich nach, ob sie nun bald genug gelernt habe, um unter fremden Leuten fortkommen zu können, und stimmte mit Inbrunst das Lied an: „Befiehl dem Herrn deine Wege und mache dich von Sorgen los; vertraue seiner Vaterpflege! denn nichts ist hier so schwer und groß, das er zu seines Namens Preis nicht herrlich auszuführen weiß."

In diesem Augenblicke schoß, gleich einem lauernden Tiger, Sibille wüthend aus dem Gebüsch hervor, stürzte mit vorgehaltenen, gewaltigen Armen auf die bis zum Tode erschreckte Adelheid los und wollte die Ueberraschte von der jähen Höhe in den grundlosen Sumpf hinunterwerfen.

Wer schildert die Schrecken des Todes, von welchen Adelheid in diesem gräßlichen Augenblicke ergriffen wurde, als sie den Unhold so auf sich herabstürmen sah! — Starr, ohne auch nur einen Arm zum Schutz und zur Abwehr auszustrecken, oder einen Fuß zur Flucht aufheben zu können, saß sie da, zitternd an allen Gliedern und erbleichend, wie eine Sterbende. Aber jetzt trat ihr

guter Schutzgeist neben sie hin, und siehe! die grimmige Unhold, von der Wuth verblendet; stürzte zuerst über die Körbe, und dann über die niedergesunkene Adelheid hinweg und flog laut kreischend über den Rand des Abgrundes hinab in die gräßliche Tiefe. Der stinkende Sumpf schlug über der Unglücklichen klatschend zusammen, und sie wurde nie wieder gesehen.

„Barmherziger Gott!" schrie Adelheid, schnell sich aufraffend. Sie rang in unsäglicher Angst die Hände, schaute starr in die grausenvolle Tiefe, ob das Unglückskind nicht wieder auftauchen werde, wie sie noch immer hoffte, aber der Sumpf lag da, wieder so still und so starr und bewegungslos, wie vorher. Die Gottlose war gerichtet.

Was aber sollte nun die Aermste beginnen? — Ihr erster Gedanke war, die Verunglückte zu retten. Sie rannte auf und ab am schmalen Rande der jähen Tiefe, sie schaute hier, sie schaute da hinunter, allenthalben aber gähnte mit spitzen Klippen und abschüssigen Seitenwänden ihr der unzugängliche Abgrund entgegen. Kein Schritt abwärts war möglich ohne eigenes unvermeidliches Verderben.

„Verloren! verloren! verloren!" rief sie endlich, weiter vermochte sie aus der beklommenen Brust nichts hervorzubringen. Sie brach sich durch Gebüsch und Hecken den kürzesten Weg und stürzte athemlos in das Haus; die alte getreue Ilse saß auf der Flur. „Mein armes Kind!" schrie sie, „was ist dir begegnet? du bist bleich wie der Tod."

Adelheid erzählte ihr mit kurzen Worten die gräßliche Geschichte und sank gänzlich erschöpft und ohnmächtig

neben der Alten nieder. Das bleiche Haupt sank auf die Brust wie eine zarte Lilie, die vom Hagel getroffen worden ist.

„Daß sich Gott erbarme! Welch ein Unglück!“ seufzte die Alte, und tausend Gedanken jagten sich auf und ab in ihrem greisen Haupte. Endlich rief sie aus: „Fliehe, so weit deine Füße dich tragen, hier ist deines Bleibens keinen Augenblick länger!“ — Und sogleich lief sie in ihre Kammer, kam im nächsten Augenblicke wieder zurück und sprach: „Da! in diesem Bündel ist alle Kleidung, in welcher du einst in dieses unglückliche Haus gebracht worden bist; nimm sie mit dir, bewahre sie mit heiliger Sorgfalt auf: denn hierdurch wirst du, so hoffe ich zu Gott, einst die Deinigen wieder finden. Und hier hast du einen Zehrpfenning auf den Weg; dieses ist das Geld, welches ich von den Geschenken wohlthätiger Menschen für dich gesammelt habe.“ — Zugleich aber hatte die Gutherzige noch die Hälfte ihres eigenen, kleinen Schatzes dazu gelegt. „Und nun fort! fort! fort von hinnen unter dem Schutze Gottes und seiner heiligen Engel, so weit immer deine Füße dich tragen können!“

Hiermit ergriff sie das bebende Mädchen beim Arme, hing ihr das Büudelchen über die Hand, führte sie eine Strecke den Weg hinunter, und zeigte ihr die Straße, welche nach Deutschland führte, „denn dieses,“ sagte sie, „ist dein Geburtsland, dahin mußt du wandern.“ Sie netzte die bleichen Wangen der Dahinwankenden mit ihren Thränen und sprach die letzten Worte: „Geleite dich Gott! bleibe ihm getreu, bleibe fromm, und es wird dir wohl ergehen!“ —

Dann eilte sie zurück und Adelheid nachschauend mit starren Augen, verlor sie selbe bald im Gebüsch aus dem Gesicht. Nun ganz allein, sich selbst überlassen, stand sie da in unbekannter Wildniß, der weite Himmel ihr Dach, und die Felsenmauern, welche hin und wieder über die Wipfeln der schwarzen Fichten emporragten, ihres Kämmerleins Wände.

Aber der unsichtbare Begleiter guter Menschen umschwebte die, welche ganz verlassen schien. — Dieser Gedanke, mit welchem sie vertraut war, leuchtete gar bald auf in der trüben Seele. Nun wurde es in ihrem Innern helle, sie trocknete ihre Thränen, sank auf ihre Kniee und betete inbrünstig und vertrauensvoll. Dadurch fühlte sie sich mächtig gestärkt, stand rasch auf und folgte dem Wege, welchen ihr die treue Freundin gezeigt hatte.

So war sie nun eine Meile hurtig vorwärts geschritten, in der Hoffnung, noch vor Einbruch der Nacht eine Wohnung zu erreichen. Das Waldthal schien sich zu öffnen. Die Bergwände zogen sich von beiden Seiten immer weiter zurück; aber nun drängte der dichte Wald immer näher heran. Der Weg, wenig befahren, verlor, besonders als die Dämmerung hereinbrach, die sichtliche und gewisse Spur. Bald theilte er sich nun gar in zwei und dann in drei ganz entgegengesetzte Zweige. „Ach!" seufzte sie, „daß mir doch jetzt ein guter Mensch begegnen möchte in dieser Wildniß, um mir den rechten Weg zu zeigen." — Dabei fuhr sie dennoch, sobald sich nur das leiseste Geräusch hören ließ, wie ein schüchternes Reh, in das Dickicht zur Seite, kauerte sich nieder auf die Erde, zitterte und

bebte und wagte kaum zu athmen, bis Alles wieder still war.

Die Sonne war indessen immer tiefer gesunken. Sie röthete nur noch die Gipfel der kahlen Felsen, die in immer größerer Entfernung hinter ihr hin und wieder emporragten, und warf ein blasses Licht auf die Wipfel der düstern Bäume. Diese aber streckten lange Schatten auf den braunen, dumpfschallenden Boden. Dann verschwanden auch diese Schatten und die finstere Nacht ließ ihr schwarzes Leichentuch niedersinken. Die Vögel des Waldes schaarten sich in ihre Nester zusammen. Die Wölfe heulten, die Füchse bellten, die Eulen kreischten, zischten und heulten; Nachtschmetterlinge und Käfer summten, und der Waldstrom, der vom entfernten Gebirge in das düstere Waldthal niederstürzte, mischte seine dumpfen Donner darein. Beklommen, seufzend, mit gefaltenen Händen — schlich Adelheid von einem Baum zum andern, und schaute bei jedem Schritt ängstlich nach allen Seiten: denn hinter jedem Baume, däuchte es ihr, laure ein Wolf mit aufgesperrtem, gierigen Rachen auf sie. Sie verlor bei diesem Hin- und Herirren den Weg gar bald gänzlich; auch ihre Kräfte waren gänzlich erschöpft; sie sank am Fuße einer gewaltigen Eiche in das weiche Moos nieder und, wie sehr sie sich auch dagegensträuben mochte, dennoch drückte ihr der unabweisbare Schlaf unvermerkt die Augen zu. Kaum aber hatte sie die matten Augen geschlossen, als sie jählings durch ein Gerassel von Ketten, hart neben sich, aufgeschreckt wurde. Sie fuhr auf und sah — wer beschreibt ihr Entsetzen! — eine große, schwarze Maschine neben sich und hellstrahlende Lichter in der

finstern Luft dicht über sich. Auch vielerlei Menschenstimmen ließen sich hören. „Hu!" schrie sie und wollte eilends entfliehen; aber —

Das Uebrige wissen wir schon: denn jenes Mädchen, welches die lieben Reisenden aus Schlesien des Nachts im ungarischen Walde bei ihrer Heimfahrt angetroffen und freundlich mit sich genommen hatten, war keine andere, als eben diese, unsere flüchtende Adelheid gewesen.

Jetzt befand sie sich nun, wie wir wissen, im Hause ihrer Schwester, der Gräfin Nornheim zu Wallerstein, als eine Unbekannte. Sie war, wie uns bekannt ist, anfangs hier sehr glücklich gewesen; dann aber, seit Juliens Ankunft, von neuem unglücklich, gedrückt, verachtet, verhöhnt.

Einsam, in Thränen zerfließend, saß sie eines Tages in ihrem Kämmerlein, überdachte ihr trauriges Geschick und betete. Da leuchtete in ihrer betrübten Seele der Gedanke auf: „Wenn das Leid am höchsten ist, dann ist die Erlösung am nächsten!" — Wie die Auen erglänzen, wenn der freundliche Sonnenstrahl die düstern Nebel durchdringt und sie nach allen Seiten hin zerstreut, so wurde es bei jenem Gedanken mit einem Mal helle in ihrer Seele. Während Adelheid auf solche Weise im Kämmerlein verweilte, war Julie in großer Thätigkeit. Sie brachte bei Emma und Bertha folgenden Plan in Vorschlag. „Ich dächte, wir kramten einmal Adelheids Schränkchen im Seitengang ein wenig durch. Vielleicht finde ich mein schönes Tuch wieder, das mir seit einiger Zeit abhanden gekommen ist."

Zwar sträubte sich Bertha dagegen, vertheidigte Adelheid wider einen so schändlichen, schwarzen Verdacht und

tadelte es mit lebhaftem Unwillen, daß man einem Mädchen von so unbescholtener Ehrlichkeit ohne Grund nun gar einen Diebstahl zutrauen wolle.

„Nun!" krähte Julie, „wenn denn auch gerade nichts Gestohlenes gefunden wird, so finden wir doch vielleicht andere hübsche Dinge. Die Adelheid ist mit ihrem kleinen Kram stets so geheim, daß ich vor Neugierde nicht länger leben kann. Ueberdieß wird uns jetzt eben die Zeit lang. Auf alle Fälle haben wir einen kleinen Spaß. Laßt uns immer die lustige Entdeckungsreise durchs Winkelschränkchen machen. Wir legen dann Alles wieder in Ordnung, sie merkt nichts davon, und wir haben, ohne ihr einen Schaden zuzufügen, uns ein Vergnügen gemacht."

„Aber," warf Bertha ein, „wer giebt dir ein Recht, in fremdes Eigenthum ohne Wissen und Willen des Besitzers einzubrechen?"

„Ich merke wohl," entgegnete Juli, „daß du mir auch nicht den geringsten Gefallen erzeigen willst. Auch nicht ein Bischen gut bist du mir. Ach! was mein Herz dabei leidet." —

Dabei machte sie ein so weinerliches Gesicht, daß die gutherzige Bertha nun auch nachgab. Dafür belohnte sie Juli mit zärtlichen Küssen. Traurige Verirrung, der Tugend Leid anzuthun, damit das Laster wegen fehlgeschlagener, böser Lust nicht weine! —

Julie hatte einen Schlüssel, der ziemlich alle Schlösser öffnete. Dieser wurde versucht; die Thür sprang auf. Alles wurde durchstöbert, Alles neugierig durchsucht. O welch eine Lust war dieß für die bösgesinnte Julie, daß sie nach Herzenslust in Adelheids Sachen

herumwühlen konnte. „Ei! welch ein buntes Kästchen!“ rief Julie, „seht doch einmal her! bewundert doch meinen schönen Fund! Im verborgensten Winkel war es versteckt. Was werden wir doch in diesem allerliebsten Kästchen finden? Ich brenne vor Neugierde!“ —

Schnell war das Kästchen erbrochen. — „A — — !“ riefen alle drei voll Verwunderung. Eine niedliche Haube, ein sauberes Jäckchen, und eine silberne Kapsel am rosenfarbenen Bande wurde mit gespitzten Fingern aus dem Kästchen hervorgezogen.

„Da seht ihr nun endlich einmal ein, daß ich Recht habe!“ triumphirte Julie; „da seht ihr mit eigenen Augen, wenn ihr anders nicht gänzlich blind seid, wie diese Adelheid Alles zusammenstiehlt, wessen sie habhaft werden kann und nur Mühlsteine und hartes Eisen, das ihr zu gering scheint, allenfalls noch liegen läßt. Ich gebe mein Ehrenwort darauf, alle diese allerliebsten Sachen hat sie oben aus der alten Garderobe in ihr Diebesschränkchen mitgehen heißen. — Nun aber wollen wir den Raub fürs Erste höflichst wieder zurücknehmen. — Ich müßte mich sehr irren, Emma, wenn dieser Schmuck deiner Puppe Rosalie nicht ganz vortrefflich stehen sollte.“

Damit eilten die drei Mädchen in ihr Zimmer hinab; die Puppe wurde lustig hervorgeholt und eben sollte der beabsichtigte Versuch angestellt werden, als unerwartet die Mutter in das Zimmer trat.

„Was habt ihr da für schöne Dinge, meine lieben Töchter?“ fragte sie lächelnd, als sie den Putz auf dem Tisch ausgekramt sah.

So freundlich die Gräfin auch sprach, und so hold aus ihren Augen die innigste Mutterliebe schimmerte, dennoch trieb den Töchtern Schrecken und Angst alles Blut ins Gesicht. Das innere böse Gewissen kündigte sich auch auf dem Gesichte an. Sie wußten nicht, was sie antworten sollten. Sie wünschten sich hundert Meilen von dieser Stelle hinweg. Wem das Böse anklebt, der scheut das Licht und sucht Schatten und Verborgenheit. Julie indessen, schon geübter in der Verstellung und im Lügen, auch durch öfteres Uebelthun schon schamloser, nahm rasch das Wort: „O sehen sie nur, gnädige Tante!" rief sie ganz unbefangen und lächelnd, „da hat uns die gute Adelheid einen gar herrlichen Putz für Emma's Rosalie verehrt. Eben sind wir daran, die Gegenstände anzuprobiren. Wollen Sie wohl die Gnade haben, und uns Ihr Gutachten mittheilen?"

„Ach ja, bestes Mütterchen," stimmte Emma, der Juliens geschickte und freche Lüge das Herz wieder etwas erleichtert hatte, ein; „wir bitten dich gar zu sehr, sag uns, wie dieser neue Putz dir gefällt?" Bertha aber wagte es noch immer nicht wieder, aufzublicken, sah vor sich nieder und zerknitterte in ängstlicher Verlegenheit eine Blume.

Die andern beiden breiteten indeß mit einer etwas unnatürlichen Hast Alles vor der Mutter auf den Tisch aus.

Aber auf einmal verwandelte sich der anfangs heiterlächelnde Blick der Mutter in starres Erstaunen. Sie erblich, die Hände zitterten ihr; der Athem stockte; dann plötzlich flammten ihre Wangen, wie Feuer, sie rief aus: „Kinder! meine Kinder, was erblicke ich! eilt! ruft mir schnell Adelheid herbei! — Himmel! welch ein Licht geht mir auf in dieser Stunde! —"

Nun aber wagte sich keine von der Stelle. Wir wissen es, warum sie den Muth dazu nicht hatten. — So bald ist es mit einer unerlaubten Freude vorbei und der Schmerz folgt um so schneller und sicherer darauf.

„Schnell! Schnell! ruft mir eilends Adelheid herbei! wiederholte die Mutter noch einmal. In ihrer eigenen heftigen Gemüthsbewegung nahm sie die Angst der Kinder nicht wahr.

Endlich machte sich Emma bebend auf den Weg. Wie sauer wurden ihr diese wenigen Schritte! Wie schmerzlich bereute sie es jetzt, auf Julien und nicht auf ihr Gewissen gehört zu haben. Zwei Missethaten waren schnell aufeinander gefolgt. Sie hatte sich an fremdem Eigenthume vergriffen und dann nochmals an einer Lüge Theil genommen. — So sind die Sünden, gleich Giftbeeren, stets in größerer Zahl wie an einem schwarzen Faden aneinander gereiht. Ziehst du erst eine hervor, schnell rollen mehrere nach, wenn der Faden einmal zerrissen ist.

Welch ein saurer Gang für die kleine, eitle Emma! — Welche Demüthigung stand ihr bevor. — Sie mußte ihr Wohl oder Weh erwarten von ihrer armen verachteten Dienerin. Sie mußte sich entschließen, derselben ihre Vergehungen zu gestehen; sie mußte um Verzeihung, sie mußte um Hilfe bitten: denn auf welche andere Weise sollte sie vor dem ihr furchtbaren Unwillen einer geliebten Mutter sich schützen? — Scharf nnd schneidend fühlte sie es jetzt, wie schlecht es zusammenpaßt ein hohes, adeliches Frauenzimmer sein zu wollen und doch zu gleicher Zeit durch niedrige, unedle Gesinnungen und Thaten sich zu beflecken.

Adelheid wußte im ersten Augenblicke gar nicht, was sie von den demüthig flehenden, durch hervorbrechende Thränen halb erstickten Worte der jungen Gräfin denken und wie sie diese unerwartete Erscheinung sich deuten sollte. Ach sie war dieser Emma, diesem sonst so freundlichen, liebenswürdigen Kinde immerfort so herzlich gut gewesen! Sie hatte sich zuerst gar nicht überzeugen können, daß über diese Lippen, welche sonst nur zu freundlichen Reden sich geöffnet hatten, jemals harte Worte kommen könnten. Da sie endlich dennoch diese traurige Veränderung sich nicht länger hatte verbergen können, war ihr Herz von unnennbarem Schmerze zerrissen und ihr Muth fast gänzlich niedergeschlagen worden; denn Nichts ist bitterer als schnöde zurückgewiesen zu werden da, wo man mit herzlicher Zuversicht sich genähert hatte, um so, statt in eine Rosenlaube zu treten, in eine Dornenhecke zu fallen.

Durch Emma's Thränen wurde Adelheid's schmerzlich verwundetes Herz wieder geheilt. Sie erblickte in diesen Thränen die wiederkehrende gute Gesinnung der jungen Gräfin. Sie beruhigte das bange Kind durch die freundlichsten Worte und innigsten Versprechungen. Sie erfuhr nun die ganze Geschichte unter Thränen und Schluchzen. Dann, nachdem beide die Augen getrocknet hatten, machten sie sich auf den Weg und gingen zur Mutter.

„Adelheid!" rief die Gräfin, und blickte das überraschte, erbleichende Mädchen mit wunderbar glänzenden und forschenden Augen an; „Adelheid, wie bist du zu diesen Sachen gekommen?"

Diese, kaum athmend, stammelte: „Man hat mir

gesagt, daß ich dieses Alles in meiner zarten Kindheit an mir getragen habe.“ „Du selbst?“ — rief die Gräfin in Entzückung aus; „und wer, um des Himmels willen, hat dir dieses erzählt?“

Adelheid entgegnete: „Eine Frau in Ungarn, von welcher ich gefunden und aufgezogen worden bin, hat mir dieses Alles erzählt.“

Da flog die Gräfin in wonnevollem Entzücken Adelheid entgegen, umschlang sie, Freudenthränen weinend, mit beiden Armen und drückte sie mit zärtlicher Inbrunst an ihren Busen, indem sie ausrief: „Du, o du bist meine verlorne und nun — o Gott! — nun wieder gefundene theure, liebe Schwester Adelheid!“ — Hier erstickten Freudenthränen ihre Stimme. Eine heilige Stille trat ein.

Fräulein Julie stand da mit offenem Munde, starren Blicken, und äußerst verlegenen Mienen. Emma und Bertha wußten gar nicht, wohin sie mit ihren Augen flüchten sollten. Ihre Herzen pochten so heftig, daß sie glaubten, Jedermann könne es hören. — Die Geschichte von einer verlornen Schwester der Mutter war ihnen nicht unbekannt. Welch eine wunderbare Ueberraschung, als sie nun mit einem Male in der so oft und so tief gekränkten, so höhnisch verachteten Adelheid die Schwester der Mutter erblickten! — Die Mutter aber sah Nichts, hörte Nichts, was um sie her vorging. Sie fühlte nur die Wiedergefundene an ihrem schwesterlichen Busen. — Endlich legte sich der Sturm der Empfindungen um ein Weniges. Sie dachte nun auch an ihren Gemahl. Dorthin führte sie jetzt von der Freude, wie auf Fittigen getragen — mit eilenden Schritten ihre wiedergefundene Schwester.

Zehntes Kapitel.

Die Wonne des Wiedersehens. — Das Geständniß des Kroaten.

Wer schildert Adelheids Erstaunen, Ueberraschung und Wonne in diesen Augenblicken!

Noch vor einer Stunde eine von Kindern verspottete, arme Dienerin; — jetzt als zärtlich geliebte Schwester in den Armen der Hausmutter, der Gebieterin des Schlosses!

Fast zu plötzlich und zu gewaltig war diese Verwandlung. Sie getraute sich anfangs kaum, das, was ihr begegnete, für wahr zu halten: dennoch aber bebte zugleich ihr klopfendes Herz von Gefühlen einer glücklichen Ahnung; süsse, beseligende Hoffnungen kämpften gegen ihre schwachen Zweifel. Sie schwebte wie in einem Zustande von Bezauberung und lebhafter Träume, die mit so blendenden frischen Bildern die Seele umgaukeln, daß man ungewiß wird, ob man träumt oder wacht. In dieser peinlichen Ungewißheit wagte sie es immer nicht, die schwesterlichen Liebkosungen der Gräfin mit gleicher Herzlichkeit zu erwiedern. Sie schwebte zwischen Wohl und Wehe mitten inne. Jedoch dieser herzergreifende Zustand sollte nun bald aufhören, und sie an reiner Wonne sich erquicken.

Als endlich der erste, heftige Freudenrausch sich gelegt hatte, ließen sich der Graf und die Gräfin von

Adelheid den Gang der frühern Schicksale, so viel sie selbst davon wußte, erzählen. Freilich aber wußte sie davon nur Weniges: doch war auch dieses Wenige hinreichend, um mit unzweifelhafter Gewißheit darzuthun, daß die langvermißte, langersehnte, langgesuchte Adelheid die hier gegenwärtige selbst sei und keine andere. — Adelheids eigene Zweifel verschwanden immer mehr und und mehr. Eine wonnevolle Gewißheit durchströmte nun auch ihre Seele mit unbeschreiblicher Süßigkeit. — O! wie gern und bald überzeugt man sich von dem, was man wünscht! —

Der Ersatz für lang entbehrtes Glück war gekommen. Die still und vertrauungsvoll gehegten Hoffnungen waren nun erfüllt. Die Ergebung in die wohlthätigen Fügungen der göttlichen Liebe war belohnt und gerechtfertigt. Die frühern Weissagungen der guten Menschen im ungarischen Gebirge waren in Erfüllung gegangen. Was Menschen übel zu machen sich bestrebt hatten, war durch die Liebe Gottes zum Besten gewandt worden.

Was begannen aber unterdessen die zitternden Kinder? — In dem finstersten Winkel hätten Bertha und Emma sich verbergen mögen, wenn sie dadurch dem Anblick ihrer Eltern und Adelheids sich für diese Augenblicke hätten entziehen können. Auch einander sich Trost und Rath zuzusprechen, selbst dieses vermochten sie nicht einmal: denn Seufzer und Thränen erstickten sogleich jedes erste Wort, bevor es noch über die Lippen zitterte. Emma blickte mit nassen, flehenden Augen die ältere Schwester an, als wollte sie Hilfe bei ihr suchen; aber diese verhüllte ihr Gesicht und nun schluchzte die jüngere noch heftiger.

Nur Julie faßte sich bald. Sie meinte, es sei närrisch, sich so jämmerlich zu geberden. „Was ist denn weiter dabei?" sagte sie kalt und schnöde. „Auf der Nase trägt Niemand den Stammbaum. Jetzt, da wir es wissen, was wir von Adelheid zu halten haben, nun! da werden wir uns gegen sie so, wie es sich schickt, zu benehmen wissen."

Aber Juliens Trostreden fanden wenig Eingang. Das verurtheilende Gewissen nahm ihnen alle Kraft.

Jetzt schellte die Mutter einmal vnd noch einmal; ein Zeichen, daß sie die Kinder bei sich sehen wollte. — Nun war kein Mittel mehr übrig, dem gefürchteten Augenblicke auszuweichen. Die Mutter hielt auf pünktlichen Gehorsam in allen Stücken. Sie schlichen die Treppe hinab, öffneten leise die Thür und traten mit verhülltem Gesicht in das Zimmer.

Was sollten die Eltern von dieser sonderbaren und ganz unerwarteten Erscheinung denken? — Sie hatte geglaubt, die Kinder würden im höchsten Jubel herbeifliegen; sie würden mit der lautesten Freude an dem allgemeinen Glücke des Hauses Theil nehmen; und nun schlichen sie schüchtern, verhüllt und wie Sünderinnen daher, getrauten sich nicht vorwärts zu schreiten und nur Julie allein trat unbefangen mit leichten Schritten ins Zimmer.

„Aber was ist euch?" riefen Vater und Mutter voll Erstaunen. „Um des Himmels willen so sprecht doch, was ist vorgefallen?"

Noch immer keine Antwort.

Endlich aber konnte Emma, die lebhafte, empfindsame Emma, diesen niederdrückenden, martervollen Zu-

stand nicht länger ertragen. Es war ihr unerträglich, so vernichtet und so verworfen dazustehen. Die Sehnsucht, mit Adelheid, mit Vater und Mutter sich schnell wieder auszusöhnen, die erdrückende Last vom Herzen zu wälzen und wieder froh und frei aufzuathmen, brach siegend durch. Sie warf sich Adelheid in die Arme und schmiegte sich an ihren Busen. Jetzt kam auch Fritz, der draußen die Geschichte, welche das ganze Schloß in Bewegung setzte, erfahren hatte, jubelnd hereingehüpft und flog der Glückchen in die Arme. Nun endlich wagte es Bertha, diesem Kranz der Freude und Liebe auch sich mit anzuschlingen. —

O hochbeglückte Adelheid! die, welche Alles verloren zu haben schien, gewann Alles wieder in diesem seligen Augenblicke. Alle Empfindungen schmolzen zusammen in ein Gefühl unaussprechlicher Wonne,

Auch Julie folgte äußerlich dem Beispiele der Uebrigen und wünschte Adelheid Glück in den gewähltesten und verbindlichsten Ausdrücken; aber ihre Freundlichkeit war kalt; das starre Herz wußte von dem nichts, was die gelenkige Zunge redete und in seiner verborgenen Tiefe nagte der Verdruß, jetzt eine große Demüthigung erfahren zu müssen.

Vater und Mutter hatten sich indessen die seltsamen Erscheinungen dieser Stunde, in Hinsicht auf Bertha und Emma in der Stille erklärt; aber sie schwiegen davon; denn sie wollten nicht, daß dieser Freudentag durch irgend eine Bitterkeit an Wonne verlieren sollte.

Während diese mannigfachen Scenen im Zimmer des Grafen vorübergingen, ließ sich auf einmal draußen eine rauhe, männliche Stimme vernehmen.

Fritz, der sogleich herausgesprungen war, redete sehr lebhaft dazwischen, öffnete dann auf einmal die Thüre und schob einen unbekannten, ärmlich gekleideten, braunen Mann ins Zimmer, der sogleich auf seine Kniee niederfiel und mit Thränen in den Augen um Verzeihung flehte.

Alle geriethen über diese neue Erscheinung in großes Erstaunen. Niemand kannte den Fremdling, und wer von ihm beleidigt worden war.

Fritz aber löste das neue Räthsel. Er erzählte: „Indem ich hinauseile, dem ganzen Hause unser Glück zu verkündigen, tritt dieser Mann hier an die Hausthüre und bittet um ein Almosen. Ich, in meiner Freude, gebe ihm sogleich meine ganze Börse. Er meint, es sei zu viel, und will sie nicht annehmen. Da sag ich denn kurzweg, daß heute nun einmal ein ganz außerordentlicher Tag sei und erzählte ihm mit ein paar Worten die Geschichte von der Tante Adelheid. Siehe! da springt er ganz von Sinnen ins Haus und schreit, wie ein Besessener, er müsse die Dame sehen und sie wegen eines großen Unrechts um Verzeihung bitten, er könne sonst nimmer ruhig sterben, und was er sonst noch Alles sagte. Fragt ihn nun selbst. Mir hat er keine weitere Aufklärung geben wollen."

Alle aber brannten vor Begierde, von diesem abentheuerlichen Mann unbekannte Aufklärungen über Adelheids frühere, dunkle Geschichte zu erhalten: denn dieser Tag schien nun einmal zu Entdeckungen bestimmt zu sein. —

Aber welche Mühe kostete es, den armen Fremdling zu förderst zu beruhigen! Wie viele Male, wie

hoch und theuer mußte Adelheid ihn versichern, daß Alles vergessen und verziehen sein solle, was er irgend Uebels ihr zugefügt haben könnte, bis er endlich von der Erde aufstand, und anhub zu erzählen, daß er jener Kroate Potzlai sei, den wir aus dem Anfange dieser Geschichte noch kennen.

Er erzählte dann weiter und umständlich, wie er, kurz nach seiner Trennung von der kleinen Adelheid, gefangen und in eine sehr entfernte Gegend abgeführt worden sei, und nachmals bald bei diesem, bald bei jenem Herrn sein Unterkommen als Stallknecht gefunden habe. Jetzt aber sei er im Begriff, in sein Vaterland zurückzukehren, und spreche mitleidige Herzen um einen Reisepfennig an.

Daß aber dieser ehrliche Kroat seine Reise nun nicht fortsetzen durfte, sondern in Wallerstein bleiben mußte, daß man ihn mit der größten Freundlichkeit zum Hausgenossen aufnahm, daß nachmals Adelheid insbesondere keinen getreuern Diener hatte, als diesen gutmüthigen Mann, der allen, obwohl unschuldigerweise veranlaßten Schaden durch jeden ihm möglichen wohlgefälligen Dienst lebenslang zu vergüten beflissen war, das vermuthen wir Alle. Auch geschah dieses in der That.

Eilftes Kapitel.

Allgemeiner Jubel. — Das Freudenfest.

Die Nachricht von der plötzlichen, wundergleichen, und fast unglaublichen Verwandlung der Schicksale Adelheids, das Gerücht von dem fremdem Wandersmann, das Gewirr und fröhliche Getöse in den sonst so stillen Zimmern des Schlosses, besonders aber das Jubelgeschrei, womit Fritz Haus und Hof nach allen Seiten durchhüpfte, setzte das ganze Schloß in die lebhafteste Bewegung.

Von der Garderobe flogen die Neuigkeiten hinab in die Küche und aus der Küche in den Hof und von da in alle Gassen und Häuser des Dorfes, und alle Mädchen und Frauen blieben, wo sie einander begegneten, stehen und schlugen die Hände zusammen. Hundert verschiedene Gerüchte durchkreuzten sich. Jeder wollte die Sache besser wissen, als der andere. Dadurch wurden die seltsamsten Geschichten ausgeheckt. Die Hauptmeinung aber war, daß ein Zigeuner angekommen sei, der es Adelheid aus der Hand herausgelesen habe, daß sie der gnädigen Frau Gräfin leibliche Schwester sei.

So uneins übrigens alle diese Leute in den Meinungen über den gegenwärtigen Vorgang mit Adelheid

sein mochten, so innig waren sie übrigens mit Freuden darin, daß diese gute Seele eine so glückliche Verbesserung ihres Zustandes vollkommen verdiene; denn bisher immer hatten die jungen Leute ihr bescheidenes, freundliches Wesen und die Alten ihre Sittsamkeit und Bescheidenheit nicht genug preisen können. Darum gönnte ihr jedes Herz dieses neue Glück mit innigster Aufrichtigkeit. Jeder war überzeugt, sie sei desselben würdig: Jeder hoffte, sie werde dieses neue Glück nicht für sich allein genießen, sondern auch Andere daran Theil nehmen lassen, wie gute Menschen so gerne zu thun pflegen.

Graf und Gräfin indessen sannen darauf, wie sie dieses glückliche Ereigniß durch ein Freudenfest nach Gebühr feiern wollen.

Der heiterste Himmel, die mildeste Luft, der grüne, von jungen Blumen glänzende und duftende Boden luden zu einem Fest im Freien ein.

Das Dorf war an seiner Abendseite von einem schönen Buchengehölz umschlossen. Eine offene Ebene, die Lauben und Gebüsche in der Mitte des Gehölzes rings umschlossen, war der freundliche Ort, wo die Landleute in der schönen Jahreszeit ihre Feste zu feiern pflegten. Auf dieser Ebene nun wurde das ganze Dorf eingeladen. Lange Tafeln standen in der Runde an den grünen Hecken und zu diesen Tafeln hin winkten reichlich gezuckerte Kuchen, mächtige Braten, schmackhafte, rothe und weiße Schinken, Semmeln, die so weiß wie der Schnee, und Butterbrode, die so gelb wie Wachs waren. Eine funkelnde Flasche Rheinwein stand neben der andern. Außerdem lagerte in jeder Ecke des Fest-

platzes auf jungen Zweigen gewaltige Tonnen des köstlichsten Bieres mit zischendem Schaum am Spunde.

Die Bauern ihrerseits wetteiferten mit der gütigen Herrschaft. Sie holten die Musikanten, welche der Graf aus der nächsten Stadt hatte herbeirufen lassen, schon unterwegs ab und, ohne daß man auf dem Schlosse etwas vermuthete, zog plötzlich und mit einem Male die gesammte Dorfjugend, geschmückt mit Bändern und Flittergold, die Musikanten mit Trompeten und Klarineten an der Spitze, in den Schloßhof ein. Die gräfliche Familie trat hervor. Da näherten sich drei junge Mädchen Adelheiden und flochten ihr einen frischen Kranz von duftenden Veilchen und bunten Wiesenblumen in die blonden Locken. Das himmelblaue Band aber, das am Kreuze flatterte, schmückte dieses Verschen:

Versteckt im Grase fanden
Die Blümchen wir und wanden
Dieß frische Kränzchen Dir.
Nach manchen frohen Stunden
Ward dieser Kranz gewunden,
Für Dich zur Lust und Zier.

Die Mädchen verneigten sich sittsam und es traten drei wackere junge Bursche hervor. Sie reichten Adelheid einen Kranz, kunstreich aus Roggen- und Weizenhalmen geschlungen, dar. Auf dem grünen Bande, womit er geschmückt war, las man folgende Worte:

Aus guten Körnern sprießen
Die schönen Aehren:
So will die Tugend süßen
Lohn dir gewähren.

Darauf setzte der Zug sich in Bewegung. Der Graf und die Gräfin nahmen Adelheid in ihre Mitte. Trompeten und Pfeifen schallten voran. Man langte voller Freude und Entzücken in dem grünen Hölzchen an. Die Musik spielte lustig auf. Der Tanz nahm seinen Anfang. Fritz eröffnete den ländlichen Ball mit Adelheid. Die ältesten Männer und Frauen wurden von der allgemeinen Freude ergriffen und wagten noch manchen Freudensprung. So wechselten Tanz und Scherz, Schmaus und Gesang und trauliches Gespräch fröhlich und bunt. Das Licht der Sonne erlosch, aber das Feuer der Freude nicht. Noch der Vollmond beleuchtete mit seinem reinen, sanften Lichte eine Versammlung fröhlicher Menschen, wie im schimmernden Kerzensaal marmorner Paläste sie sich selten zusammen finden mögen.

Zwölftes Kapitel.

Die belohnte Mutterliebe.

Eine rührende Scene des höchsten Vergnügens stand noch bevor. Es war sogleich ein Bote nach Reisensburg abgesandt worden, um der betagten Mutter der wiedergefundenen Adelheid die Freudenbotschaft zu überbringen. Der Vater hatte die glückliche Stunde des Wiedersehens der geliebten, verlornen Tochter nicht erlebt.

Man hatte in den Einladungsbrief etwas von einer räthselhaften Unbekannten einfließen lassen, deren Geschichte ganz besondere Vermuthungen erwecke. — So wollte man die gute Mutter auf die Freude vorbereiten, damit dieselbe nicht durch das Uebermaß und die plötzliche Ueberraschung dem zarten Mutterherzen schaden möchte.

Frau von Landstrost reiste, von frohen Ahnungen ergriffen, nach Empfang des Briefes sogleich ab. — Unterwegs kam ihr schon ein zweiter Bote entgegen, durch welchen gemeldet wurde, daß die Geschichte der Unbekannten sich indessen noch mehr aufgeklärt habe, daß es scheine, sie gehe die Familie sehr nahe an, und ein Glück stehe bevor, fast zu groß und zu entzückend, als daß man mit Gewißheit darauf zu rechnen mag.

Wie klopfte der zärtlichen Mutter das Herz! Welche entzückende Bilder zauberte die geschäftige Phantasie, die durch jene Winke auf den Gegenstand ihrer unablässigen, zärtlichsten Sehnsucht gerichtet war, hervor! Mit jeder Minute nahm ihre frohe Ungeduld zu. Sie sah weder Hügel noch Ebenen, weder Dörfer noch Städte auf ihrer schnellen Reise; nur eine einzige Erscheinung, das Bild einer geliebten, so lange vermißten Tochter schwebte, in dem Schimmer und mit der Freundlichkeit eines Engels, vor ihrer Seele. Die Rosse eilten dieses Mal, wie sehr auch der Kutscher dieselben antreiben mochte, ihr immer noch nicht schnell genug. Die heißen Wünsche flogen den Stunden, welche unerträglich langsam hinzuschleichen schienen, mit Windeseile voraus.

Endlich blickte das freundliche Wallerstein mit den weißen Mauern und den rothen Dächern aus seinen

Wiesen und Gärten hervor. Endlich rollte der Wagen in den schallenden Schloßhof. Endlich sank sie ihrer Tochter Agnes in die Arme. „Wo ist die Unbekannte, welche schon aus der Ferne meine Seele mit himmlischen Ahnungen erfüllt hat?" — Das waren ihre ersten Worte. — Indem schmiegte sich Bertha und Emma und Fritz an die geliebte Großmutter mit freudigen Begrüßungen an, und man las es in ihren unschuldig listigen Mienen, in ihren glänzenden Augen, um welch ein schönes Geheimniß sie alle wüßten, aber nur nicht jetzt schon davon reden durften.

Frau von Landstrost war in das Zimmer getreten, Sie geduldete sich nun keinen Augenblick länger. Man mußte ihr die Geschichte der Unbekannten erzählen. Doch trug der Graf, welcher dieses schwere Geschäft übernahm, die Geschichte so vor, daß immer einige Zweifel übrig blieben, welche zuvor noch aufgeklärt werden müßten, Auf einmal schloß er seine Erzählung mit den Worten: „Durch einen wundersamen Vorfall ist jetzt eben die Kleidung, welche die verlorne Adelheid wahrscheinlich in jener unglücklichen Nacht getragen hat, wieder gefunden worden."

Diese Kleidung, dieses so theure Andenken, wollte nun die Mutter augenblicklich mit eigenen Augen ansehen, mit eigenen Händen berühren. Der Wunsch wurde gewährt. Der glückselige Augenblick kam heran. Siehe! Adelheid selbst, in dem ehemaligen Anzuge einer Dienerin, trat ein, den Schmuck ihrer Kindheit auf den Händen tragend; sie trat ein, bebend und glühend und kaum noch aufathmend aus freudebeklommener Brust. — In ähnlicher Gemüthsbewegung standen umher, schwei-

gend und harrend, auch die Uebrigen. Die Kinder drängten sich in ungeduldiger Lebhaftigkeit und freudiger Unruhe aneinander, drückten einander verstohlen die Hände, blickten mit großen, glänzenden Augen bald die Großmutter, bald Adelheid an.

„Das ist sie! das ist sie!" rief in freudiger Begeisterung die ehrwürdige alte Frau." „Das ist die Kleidung meiner theuern, meiner ewig theuern, lieben Adelheid!" —

Sie drückte ein Stück nach dem andern an ihr klopfendes Herz und benetzte es mit heißen Thränen.

Dann rief sie aus: „O! wenn ich nun auch dich selbst, du Nievergessene, Ewigtheure, eben so an dieses mütterliche Herz drücken könnte! — Ja, erzeigte die Barmherzigkeit Gottes mir noch diese Gnade im Leben, so wollte ich dann mit Vergnügen von hinnen scheiden!"

Bisher hatte sich Adelheid gehalten. Jetzt war ihre Macht über sich selbst zu Ende. — Bei beiden Händen ergriff sie in innigster Liebe die vor Erstaunen verstummende Mutter. Was sollte dieselbe von so vertrauter Annäherung einer Unbekannten denken? — Aber Adelheid stand nun da vor ihr, und schaute mit thränenglänzenden Augen so innigst zärtlich und sehnsuchtsvoll ihr ins mütterliche Antlitz, daß ihr, wie durch das Aufglänzen eines himmlischen Lichtes, mit einem Mal Alles deutlich und klar wurde. Ihr Antlitz wurde in diesem Augenblicke verklärt, als ginge eine überirdische Erscheinung an ihr vorüber. Sie breitete beide Arme weit aus und mit dem lauten Ruf: „O meine Tochter!" sank sie in die umschlingenden Arme ihrer überglücklichen Adelheid. — Und hingerissen von der Wonne dieses

himmlisch süssen Augenblickes flogen nun auch die Uebrigen hinzu und eine Umarmung umschlang Alle!

Acht Tage lang blieb hierauf diese glückliche Familie beisammen in Wallerstein, indem sie nur für sich und ihre häusliche Wonne lebte. Nach Verlauf dieser Zeit aber wurde Adelheid als Fräulein von Landstrost bei allen Freunden und Nachbarn feierlich eingeführt und alle nahmen an der Freude dieses allgemein geliebteo und geachteten Hauses den innigsten Antheil.

Durch Herzensgüte, Bescheidenheit, Frömmigkeit, durch einen hellen Geist, durch ein edles, einfaches, natürliches, freundliches Wesen, die Früchte einer von den Verführungen der Ueppigkeit und Hochmuthsthorheit freigebliebenen Jugend, gewann die wahrhaft liebenswürdige Adelheid alle reinen Herzen, und das Haus der Edlen von Landstrost nahm zu an Glanz und Würde dadurch, daß eine tugendhafte Dienerin in ein adeliges Fräulein war umgewandelt worden.

Ende.

Inhalt.

Erstes Kapitel. Das Familienglück. — Der Segen des Himmels.

Zweites Kapitel. Die Vorzeichen des Krieges. — Düstere Ahnungen.

Drittes Kapitel. Die Flucht aus dem Schlosse. — Der feindliche Ueberfall. — Der Kindesraub.

Viertes Kapitel. Neues Leben. — Die Hochzeit. — Reiseabentheuer.

Fünftes Kapitel. Die Freuden der Jugend und des Landlebens.

Sechstes Kapitel. Die Zigeunerbande. — Menschliches Elend. — Die Heimreise. — Das Abentheuer im Walde.

Siebentes Kapitel. Der Besuch. — Die Verführung. — Adelheids Unglückstage.

Achtes Kapitel. Die Geschichte der verlornen Tochter. — Die Rache der Unterdrückten. — Trost im Leiden.

Neuntes Kapitel. Der Höllenplan einer Neidischen. — Die Flucht aus der Gefangenschaft. — Die Entdeckung aus Neugierde.

Zehntes Kapitel. Die Wonne des Wiedersehens. — Das Geständniß des Kroaten.

Eilftes Kapitel. Allgemeiner Jubel. — Das Freudenfest.

Zwölftes Kapitel. Die belohnte Mutterliebe.

Inhalt.

Erstes Kapitel. Das Familienglück. — Der Segen des Himmels.

Zweites Kapitel. Die Vorzeichen des Krieges. — Düstere Ahnungen.

Drittes Kapitel. Die Flucht aus dem Schlosse. — Der feindliche Ueberfall. — Der Kindesraub.

Viertes Kapitel. Neues Leben. — Die Hochzeit. — Reiseabentheuer.

Fünftes Kapitel. Die Freuden der Jugend und des Landlebens.

Sechstes Kapitel. Die Zigeunerbande. — Menschliches Elend. — Die Heimreise. — Das Abentheuer im Walde.

Siebentes Kapitel. Der Besuch. — Die Verführung. — Adelheids Unglückstage.

Achtes Kapitel. Die Geschichte der verlornen Tochter. — Die Rache der Unterdrückten. — Trost im Leiden.

Neuntes Kapitel. Der Höllenplan einer Neidischen. — Die Flucht aus der Gefangenschaft. — Die Entdeckung aus Neugierde.

Zehntes Kapitel. Die Wonne des Wiedersehens. — Das Geständniß des Kroaten.

Eilftes Kapitel. Allgemeiner Jubel. — Das Freudenfest,

Zwölftes Kapitel. Die belohnte Mutterliebe.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mundbrod, Johann N.

Lebensschattirungen Teutschlands reiferer Jugend zur Veredlung des Herzens und Bildung des Geistes gewidmet

Bd.: Bd. 7 = N. F. Bd. 3

Augsburg u.a. 1848

Paed.pr. 110-7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10758960-1